



universität  
wien

# DIPLOMARBEIT

Titel der Diplomarbeit

Herr und Knecht in Mähren

Zur Konstruktion von Differenz in ausgewählten Novellen  
von Marie von Ebner-Eschenbach und Ferdinand von Saar

Verfasserin

Simone Souczek

angestrebter akademischer Grad

Magistra der Philosophie (Mag.phil.)

Wien, 2011

Studienkennzahl lt. Studienblatt:	A 332
Studienrichtung lt. Studienblatt:	Deutsche Philologie
Betreuer:	Doz. Dr. Wolfgang Müller-Funk



*In jede hohe Freude mischt sich eine Empfindung der Dankbarkeit.*

Marie von Ebner-Eschenbach

Ein Dank an meine Familie und Freunde, an meine Arbeitskolleginnen sowie an meinen Betreuer und die Kollegen des DiplomandInnen/DissertantInnenseminars – für Inspiration und tatkräftige Unterstützung.



# Inhaltsverzeichnis

<b>I. EINLEITUNG.....</b>	<b>3</b>
<b>1. DARSTELLUNG DER FORSCHUNGS-LAGE.....</b>	<b>4</b>
<b>2. ZIELSETZUNG UND AUFBAU DER ARBEIT.....</b>	<b>10</b>
2.1. METHODISCHER ZUGANG UND THESEN-FINDUNG .....	10
2.2. AUFBAU DER ARBEIT .....	11
<b>II. DIE HABSBURGERMONARCHIE POSTKOLONIAL VERMESSEN.....</b>	<b>13</b>
<b>3. HISTORISCHER KONTEXT.....</b>	<b>13</b>
3.1. DIE VORMODERNE ZEIT UND DER KOLONIALISMUS .....	13
3.2. DAS REVOLUTIONSJAHR 1848.....	21
3.2.1. Soziale Frage .....	21
3.2.2. Nationale Frage.....	22
3.2.3. Die Folgen .....	24
3.3. MÄHREN.....	26
3.3.1. böhmisch – mährisch – tschechisch?.....	26
3.3.2. Die sprachliche Situation.....	27
3.3.3. Die ökonomische Situation.....	29
<b>4. THEORETISCHER KONTEXT .....</b>	<b>30</b>
4.1. KONSTRUKTION VON DIFFERENZ .....	30
4.2. DIE POSTKOLONIALEN THEORIEN.....	33
4.2.1. Koloniale Diskursanalyse .....	33
4.2.2. Schlüsselbegriffe .....	34
4.2.3. Postkoloniale Konzepte.....	36
4.3. KAKANIEN REVISITED .....	38
4.4. HOMI BHABHA: <i>MIMIKRY</i> .....	39
<b>III. ANALYSE DER NOVELLEN .....</b>	<b>43</b>
<b>5. TEXTKORPUS .....</b>	<b>43</b>
5.1. GATTUNGSFORM: <i>NOVELLE</i> .....	43

5.2. AUSWAHLKRITERIEN.....	43
5.3. BESCHREIBUNG .....	44
<b>6. ERZÄHLHALTUNG .....</b>	<b>46</b>
<b>7. RÄUMLICHE VERORTUNG VON DIFFERENZ.....</b>	<b>58</b>
7.1. OPPOSITION: SCHLOSS – DORF .....	58
7.2. NATURRÄUME .....	62
7.2.1. Die Idylle.....	62
7.2.2. Der Wald.....	63
<b>8. KULTURELLE DIFFERENZKONSTRUKTIONEN .....</b>	<b>65</b>
8.1. AUF DEN SPUREN DES EIGENEN .....	65
8.2. AUF DEN SPUREN DES FREMDEN.....	69
8.2.1. Der dienende Tscheche .....	73
8.2.2. Die andere Frau.....	79
8.3. DER <i>MIMIC MAN</i> : DIE VERMITTELNDE FUNKTION DES DIENERS .....	86
8.3.1. Bedřich Kohout .....	87
8.3.2. Fritz.....	89
EXKURS – Ludwig Winder: <i>Der Kammerdiener</i> .....	91
8.4. SPRACHE UND NATIONALITÄT .....	93
8.5. AMBIVALENZEN .....	96
<b>FAZIT.....</b>	<b>98</b>
<b>LITERATURVERZEICHNIS.....</b>	<b>102</b>
<b>ANHANG .....</b>	<b>108</b>
ABSTRACT .....	108
LEBENS LAUF.....	109

# I. Einleitung

Das Verhältnis von Herr und Knecht, ein immer wieder bearbeiteter Diskurs, der in engem Zusammenhang mit einer der Grundfragen der Menschheit steht – *Hat der Mensch bzw. hat jeder Mensch einen freien Willen?* Diese Option auf Entscheidungsfreiheit lässt sich aus verschiedenen Blickwinkeln betrachten, sei es religiös, evolutionsbedingt oder auch systemtheoretisch. Wer, wie zur Macht gelangt und als Herr über dem Knecht steht, wird dabei zu einem spannenden Moment.

Denn allzu oft werden Personen in eine Ecke gedrängt, ihnen wird von den vorherrschenden Rahmenbedingungen der Gesellschaft ein Aufsteigen bzw. die Chance auf Selbstentwicklung von vornherein abgesprochen. Dies gilt für vergangene Epochen genauso wie für die heutige Zeit. Es handelt sich hierbei um Personen, die am Rande der Gesellschaft stehen, auf die gern vergessen wird und die im öffentlichen Leben die negativ konnotierte Opposition zum „Standard“ einnehmen. Der „Standard“ kann dabei jedoch nie als fixiert gedacht werden, da er immer wieder Veränderungen unterliegt, abhängig vom jeweiligen gesellschaftlichen Kontext. Jene, die von der festgesetzten Norm abweichen, sind oft Menschen, die eine fremde Sprache sprechen und vielleicht auch fremd aussehen. Das Fremde erscheint als *anders* gesehen und gedacht, als *anders* konstruiert. Die Anderssprachigen, die Andersaussehenden werden so zu denjenigen, die gegenwärtig oft Tätigkeiten im Niedriglohnbereich bzw. in der Zeit des 19. Jahrhunderts in völliger Abhängigkeit ihres „Herrn“ oder Dienstgebers standen und somit zu den „Dienern“ innerhalb der Gesellschaft wurden.

Gegenstand vorliegender Arbeit sind Differenzkonstruktionen dieser Richtung in ausgewählten Novellen zweier bedeutender Vertreter des österreichischen Realismus: Marie von Ebner-Eschenbach und Ferdinand von Saar. Als besonders, was dem Herr-Knecht-Verhältnis zusätzlich Spannung verleiht, erweist sich der Handlungsschauplatz Mähren – heute südlicher Teil der Tschechischen Republik, damals der Habsburgermonarchie angehörend.

# 1. Darstellung der Forschungslage

Das Zeitalter Kaiser Franz Josephs I., die k.u.k. Monarchie, der Habsburgische Mythos – dies sind nur wenige der zahlreichen Schlagwörter, mit denen die Periode des 19. Jahrhunderts verbunden wird.

Das sich zu Ende neigende 19. Jahrhundert, eine Zeit des Umbruchs und Widerstands, in der aber auch noch die Festhaltung an Traditionen und feudalistischen Werten zu spüren ist, findet sich in der Literatur oft thematisiert wieder. Dieses Zeitalter, in dem eine Person – ein Kaiser – unterschiedliche Länder und Gruppen vereinte, gab damals wie heute Stoff genug, um ganze Arbeiten, Romane, Novellen und Ähnliches zu füllen. Vom literaturhistorischen Standpunkt gesehen, ist eine vorherrschende Strömung der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts der Bürgerliche bzw. Poetische Realismus. Marie von Ebner-Eschenbach und Ferdinand von Saar lassen sich zwar dieser Epoche zuordnen, überschreiten aber gleichzeitig auch deren Grenze, indem manche ihrer Werke naturalistische oder liberalistische Züge aufweisen. Es sind dies zwei Schriftsteller, die zu Lebzeiten auch miteinander in Kontakt standen und sich gegenseitig Respekt und Anerkennung zollten. Die Themen ihrer Texte beschäftigen sich mit den sozialen und auch politischen Konflikten ihrer Zeit. Wenn auch die politischen Aspekte oftmals nur indirekt abgehandelt werden, ist doch etwas Auflehnung und Kritik, vor allem am Feudalsystem, zu spüren. Wodurch sich aber beide auszeichnen, ist die Beschäftigung mit einem bestimmten Gebiet der österreichisch-ungarischen Monarchie. Mähren, Schauplatz zahlreicher Novellen, nimmt in Ebner-Eschenbachs als auch in Saars Leben einen wichtigen Stellenwert ein. Marie von Ebner-Eschenbach wurde in Mähren geboren und verbrachte ihre Kindheit zum größten Teil dort. Ferdinand von Saar hingegen konnte sich aufgrund der Großzügigkeit seiner gräflichen Mäzeninnen des Öfteren in diesem ländlichen Gebiet aufhalten. Beiden waren also die gesellschaftlichen sowie geographischen Gegebenheiten Mährens bekannt. Eine weitere Parallele ergibt sich durch die novellistische Erzählstruktur.

In der Forschungsliteratur gelten Ferdinand von Saars Werke als Abbild des österreichischen Lebens. Herbert Klauser fasst die Motive des „Poet[en] aus Österreich“ wie folgt zusammen:

die Vergänglichkeit, die Abhängigkeit des Menschen von dem ihm durch seinen Charakter bestimmten Schicksal, die Not und das Leid des Lebens. Immer wieder geht es um die Liebe



in allen Facetten vom echten, zarten Gefühl bis zur schrankenlosen Befriedigung des Sexualtriebs.<sup>1</sup>

Die Vergänglichkeit liegt dabei genauso im technischen Fortschritt wie im sich abzeichnenden Untergang des Adels. Wolfgang Müller-Funk führt Saars schriftstellerische Tätigkeit darüber hinaus und sieht in Saars Werken das Spiel von handeln und behandelt werden. Menschen finden sich in neuen Situationen wieder und scheinen unterzugehen, da sie das Neue – die Veränderung – nicht begreifen können. Der Lauf der Geschichte ist jedoch unaufhaltbar, so kann die Gegenwart oft erst als Vergangenheit geschätzt werden.<sup>2</sup>

Die Forschung widmete sich vorrangig der autobiographischen Lesart. Immer wieder wurden Rückschlüsse und Verbindungen zwischen den Autoren<sup>3</sup> und ihren Werken vollzogen. Auch ihre Einstellung im Hinblick auf die nationale Frage wurde beleuchtet, sowohl von deutschsprachiger, als auch von tschechischsprachiger Seite. Was also bisher betreffend eine kulturwissenschaftlich ausgerichtete Fragestellung an die Texte der beiden Schriftsteller in der Forschungsliteratur passiert ist, umfasst in erster Linie die Frage nach der Darstellung der Tschechen bzw. vor allem den Versuch der Herausarbeitung der Einstellung der Autoren gegenüber dieser Gruppe.

So spricht etwa Claudio Magris in seinem Werk *Der Habsburgische Mythos* von einer „ganz eigene[n], besondere[n] übernationale[n] Note“<sup>4</sup>, die er in den Texten von Marie von Ebner-Eschenbach zu erkennen meint. Der harmonisch deutschen Welt wird ein hoch entwickelter kultureller Lebensstandard zugeschrieben und durch eine slawische Welt ergänzt, die hingegen von elementaren Affekten und Alltagsgewohnheiten geprägt ist. Die zwei Welten könnten ohne einander nicht funktionieren, wobei durch die Zuweisung der Kultur, doch die deutsche offensichtlich an der Spitze steht.<sup>5</sup> Antonín Měšťan drückt dies schon viel konkreter aus. Er stellt klar fest, dass in den Novellen immer die Tschechen in die Rolle der Nationalisten gedrängt werden, die

---

<sup>1</sup> Herbert Klauser: Ein Poet aus Österreich. Ferdinand von Saar - Leben und Werk. Wien: Literas-Univ.-Verl. 1990. S. 90.

<sup>2</sup> Vgl. Wolfgang Müller-Funk: Das Verschwinden der Gegenwart. Interpretatorische Überlegungen zur Traurigkeit des Glücks im Erzählwerk Ferdinand von Saars. In: Sprachkunst. Beiträge zur Literaturwissenschaft. Halbbd. 1, Jg. XVII (1986), S. 1- 22.

<sup>3</sup> Am Beginn soll darauf hingewiesen werden, dass in der vorliegenden Arbeit aus Gründen des besseren Leseflusses - wenn nicht als spezifische Markierung gedacht - der Plural mask. in Bezug auf Personenangaben als geschlechtsneutral verstanden werden will und weibl. Personen gleichermaßen wie männl. bezeichnet.

<sup>4</sup> Claudio Magris: Der Habsburgische Mythos in der modernen österreichischen Literatur. Wien: Zsolnay 2000. S. 156.

<sup>5</sup> Vgl. ebd. S. 156.

Deutschen jedoch nie.<sup>6</sup> Dadurch kommt der tschechischsprachigen Gruppe eindeutig die Feindposition zu, die den Frieden der Monarchie durch ihr nationalistisches Denken gefährden will. Měštan erkennt in den Werken von Ebner-Eschenbach durchaus „Haßtirade[n] auf die tschechischen Nationalisten“<sup>7</sup>.

Stärker in Richtung einer kulturwissenschaftlichen Fragestellung, die nicht rein von einer nationalen Dichotomie geprägt ist, widmet sich Gudrun Langer in ihrem Text *Kulturelle Verortung und literarische Topologie in Marie von Ebner-Eschenbachs „Božena“ und Božena Němcová's „Babička“*. Sie analysiert und vergleicht hier zwei Werke: den Text einer deutschsprachigen Autorin (Ebner-Eschenbach) und den einer tschechischsprachigen (Němcová). Sie unterzieht gerade diese beiden Werke einem Vergleich, da die Autorinnen einerseits Zeitgenossinnen und Landsleute waren, andererseits jedoch Unterschiede zwischen „primäre[r], vorliterarische[r] (ethnische, soziale, muttersprachliche) und sekundäre[r], nationalliterarische[r] Verortung“<sup>8</sup> bestehen. Langer erklärt sich mit Martina Holdenried das Interesse an einer autobiographischen Lesart gerade von Autorinnen vor allem dadurch, dass „der Hiatus zwischen Leben und Werk [...] als geringer eingeschätzt [wird]“<sup>9</sup>. Der Thematik der Konstruktion von Differenz bzw. Stereotypisierung dienlich ist Langers Darstellung der literarischen Topologie. Die Opposition „Schloß – Schloßdorf“<sup>10</sup> wird national bedeutend, indem sie sozial-topologisch markiert wird. Der Adel im Schloss, das Kleinbürgertum im Ort unterhalb – diese Topologie findet sich sowohl in Ebner-Eschenbachs als auch in Saars Novellen wieder. Gerade für die tschechische Literatur dieser Zeit ist nach Langer das Schlossdorf als Schauplatz relevant, da „die tschechische Nationalbewegung [...] bekanntlich von „unten“ [erfolgte], von der sozialen Trägerschicht des ländlichen/kleinstädtischen Kleinbürgertums aus“<sup>11</sup>. Hier wird jedoch das Schloss „als zeitgenössischer Lebensraum (nicht als historisches Denkmal) irrelevant [...] oder zum kosmopolitischen Antitopos“<sup>12</sup>.

---

<sup>6</sup> Vgl. Antonín Měštan: Marie von Ebner-Eschenbach und die Tschechen. In: Strelka, Joseph P. (Hg.): Des Mitleids tiefe Liebesfähigkeit. Zum Werk der Marie von Ebner-Eschenbach. Bern, Wien u.a.: Lang 1997. S. 101.

<sup>7</sup> Ebd. S. 104.

<sup>8</sup> Gudrun Langer: Kulturelle Verortung und literarische Topologie in Marie von Ebner-Eschenbachs „Božena“ und Božena Němcová's „Babička“. In: Lemberg, Hans / Seibt, Ferdinand (Hg.): Bohemia. Zeitschrift für Geschichte und Kultur der böhmischen Länder. A Journal of History and Civilisation in East Central Europe. Bd. 39. München: Oldenbourg 1998. S. 17-32.

<sup>9</sup> Ebd. S. 20.

<sup>10</sup> Ebd. S. 18.

<sup>11</sup> Ebd. S. 18.

<sup>12</sup> Ebd. S. 18.

Ähnlich widmet sich auch Linda Kraus Worley der Abgrenzung vom Tschechisch/Slawischen zum Österreichisch/Deutschen. In „*Plotting the Czech Lands*“: *Marie von Ebner-Eschenbachs Konstruktionen des Tschechischen* weist sie das Tschechische bzw. das Slawische als „other“ aus, nach Homi Bhabhas Definition des kolonialen Stereotyps. Das „other“ wird gebraucht, um das deutsche „ich“ zu identifizieren. Worley spricht hier nicht etwa nur vom *Österreichischen*, sondern von einem übergreifenden „deutsche[n] „ich““<sup>13</sup>, gekennzeichnet durch ein „Nationalgefühl[s] wilhelminischer Prägung in Deutschland“<sup>14</sup> sowie durch die „habsburgisch-deutsche[n] Identitätssuche in der k. u. k. Monarchie“<sup>15</sup>. Worley geht davon aus, dass Ebner-Eschenbachs Werke wesentlich zur Konstruktion des Slawisch-Tschechischen ihres deutschsprachigen Lesepublikums beigetragen haben. Auch sie versucht sich am Ende ihrer Analyse die Novellen ausgehend von einem autobiographischen Ansatz zu erklären:

Ebner, obwohl mit Mähren und den Tschechen auf das Engste verbunden, schrieb aus ihrer historisch bedingten Position heraus. Sie war eine sich als deutsch empfindende, aristokratische Erzählerin der k. u. k. Monarchie. Als solche gravierte sie die bestehenden Stereotypen des Tschechischen in die Tiefenstruktur ihrer Erzählungen ein. Dabei kamen die positiven Möglichkeiten, die in dem Spiel von Differenzen existieren, nicht zur Sprache. Insofern befand sie sich in der Position des erzählenden Grafen in *Er lässt die Hand küssen*, der die „wirkliche“ Geschichte des tschechischen Subalterns Mischka erzählen wollte, doch unvermeidlich in seiner eigenen Subjektivität verankert blieb.<sup>16</sup>

Innerhalb der Saar-Forschung war es unter anderem Giselheid Wagner, die sich der kulturellen Verortung unter Einbezug des Genderaspekts widmete. In ihrer Dissertation *Harmoniezwang und Verstörung. Voyeurismus, Weiblichkeit und Stadt bei Ferdinand von Saar* plädiert sie für eine diskursanalytische Lesart seiner Texte:

Erst die Entscheidung, die Brüche und Ambivalenzen in Saars Texten nicht im Sinne einer einsinnigen Interpretation begreifen zu wollen, eröffnet der Saar-Forschung neue Horizonte, die weder die ästhetische Abwertung noch die bloße Reduktion Saars als Vorläufer der »Wiener Moderne« wiederholen, sondern ihm einen eigenen, vielversprechenden Ort in der Literatur des 19. Jahrhunderts zuweisen. [...] Es ist die Erfahrung des krisenhaften 19. Jahrhunderts in seinen historischen, gesellschaftlichen und wissenschaftlichen Dimensionen, die den Umbruch der Konzepte herbeiführt und Saar zum Autor einer Schwellensituation werden lässt.<sup>17</sup>

---

<sup>13</sup> Linda Kraus Worley: „Plotting the Czech Lands“: Marie von Ebner-Eschenbachs Konstruktionen des Tschechischen. In: Kahl, Thede / Vyslonzil, Elisabeth u.a. (Hg.): Herausforderung Osteuropa. Die Offenlegung stereotyper Bilder. Wien: Verl. für Geschichte u. Politik 2004. (Schriftenreihe d. Österr. Ost- u. Südosteuropa-Instituts 29). S. 135-148, S. 137.

<sup>14</sup> Ebd. S. 137.

<sup>15</sup> Ebd. S. 137.

<sup>16</sup> Ebd. S. 148.

<sup>17</sup> Giselheid Wagner: *Harmoniezwang und Verstörung. Voyeurismus, Weiblichkeit und Stadt bei Ferdinand von Saar*. Tübingen: Niemeyer 2005. S. 4.

Die Thematisierung des Blicks, die im Mittelpunkt der Analyse steht, eröffnet Wagner zwei Untersuchungsfelder: einerseits die Folgen des männlichen Voyeurismus für die Wahrnehmung und die Beherrschung des Raums (hier die Stadt), andererseits die Problematik des Sehens in Bezug auf die Geschlechterverhältnisse und die Konstruktion von Frauenbildern.<sup>18</sup> Voyeurismus, Weiblichkeit und Stadt greifen als Diskurse der Moderne ineinander, um Saars Texte in Hinblick auf Autonomie und Herrschaftsanspruch, die Frage nach der männlichen Identität sowie die Veränderung bzw. Modernisierung des Lebensraums Stadt zu analysieren:

Das Thema des Voyeurismus, das sich durch alle Erzählungen zieht, erweist sich dabei als Zeichen eines Autonomieverlusts des Subjekts. Wo das Auge wahrnehmungsgeschichtlich als Kontrollmechanismus angetreten war, um die Welt zu beherrschen, wird es nun zu einem hypertrophen Organ, das den männlichen Träger seiner Subjektautonomie beraubt. So führt der voyeuristische Blick bereits sehr nahe an den Ich-Zerfall der Jahrhundertwende heran.<sup>19</sup>

Den Verlust der Subjektautonomie behandelt auch Michael Boehringer in seinem Artikel *Gender, identity and the function of violence in Ferdinand von Saars Die Troglodytin*. Die Angst, die durch einen Blick vermittelt wird, wird bei Boehringer zum Ausdrucksmittel der Unterdrückten. Die Stereotype, die er als „gender identities“ ausweist, funktionieren durch Determiniertheit und Schicksal. Auch Boehringer geht auf die Bedeutung des Arbeitens als eine Form von Kultur ein. Arbeit wird so zu einem Diskurs, in dem Anpassung als auch Auflehnung gegen die soziale Ordnung möglich ist.<sup>20</sup>

Von einer steigenden Arbeitsmobilität spricht hingegen Eda Sagarra in ihrem Text *Social Types and Social Reality in the Narrative Fiction of Ferdinand von Saar*. In Saars Novellen spürt Sagarra den sozialen Wandel, der sich im 19. Jahrhundert vollzog. Arbeitsmobilität wird immer stärker nachgefragt in einem Lebensraum, in dem die Deutschen als die herrschende Klasse fungieren. Fehlende Arbeitsmoral ist Kennzeichen der unteren sozialen Klasse, während Kinderlosigkeit als Topos des 19. Jahrhunderts für eine sozial schwache Markierung steht.<sup>21</sup>

Zur Thematik der Identitätskonstruktion trägt auch Margarete Wagners Artikel *Das Bild der Slawen im erzählerischen Werk Ferdinand von Saar* bei. Der subalterne Gehorsam, den der Forstadjunkt Pernet in *Die Troglodytin* zu Tage legt, spiegelt das

---

<sup>18</sup> Vgl. G. Wagner, Harmoniezwang. S. 6.

<sup>19</sup> Ebd. S. 318.

<sup>20</sup> Vgl. Michael Boehringer: Gender, identity and the function of violence in Ferdinand von Saars *Die Troglodytin*. In: Chambers, Helen (Hg.): Violence, culture and identity. Essays on German and Austrian literature, politics and society. Wien u.a.: Oxford 2006. (Cultural identity studies 1). S. 165-184.

<sup>21</sup> Vgl. Eda Sagarra: Social Types and Social Reality in the Narrative Fiction of Ferdinand von Saar. In: Polheim, Karl Konrad (Hg.): Ferdinand von Saar. Ein Wegbereiter der literarischen Moderne. Festschrift zum 150. Geburtstag. Bonn: Bouvier 1985. S. 150-157.

Pflichtgefühl zu seinem *Herrn*, dem Grafen, wieder. Genauso befindet sich aber auch Pernett in der Rolle des *Herrn*, dem Maruschka als *Knecht* gegenüber steht. Das slawische Mädchen wird hier als „Herrin der Tiere“ bezeichnet.<sup>22</sup> Wie auch in vielen Erzählungen anderer Autoren ist es die Frau, die in Analogie zur Natur gesetzt wird. Die Dichotomie Natur (Frau) – Kultur (Mann) ist ein entscheidendes Moment in der kulturwissenschaftlichen Analyse. Ebenso beschreibt Edith Wildmann in ihrer Diplomarbeit *Augenlust und Bilderwahn. Bilder, Texte und das Sehen in zwei Novellen Ferdinand von Saars*<sup>23</sup> die Stereotypisierung der Figuren, die sich im Tierischen oder in einer ungehemmten Sexualität begründen.

Wie Claudia Seeling in ihrer Dissertation *Zur Interdependenz von Gender- und Nationaldiskurs bei Marie von Ebner-Eschenbach* festhält, funktionieren kulturelle Zuschreibungen stets entlang einer West-Ost- bzw. einer Nord-Süd-Achse: „Jede westlichere Nation hält sich für zivilisierter und kultivierter als ihren östlichen Nachbarn. Der jeweils westliche Nachbar gilt als arrogant und oberflächlich“<sup>24</sup>. Auf stereotype Konstruktionen – wie sie in manchen Novellen von Ebner-Eschenbach und Saar vorkommen – umgelegt, bedeutet dies, dass die Beziehung zwischen Slawischsprachigen und Deutschsprachigen gemäß einer West-Ost-Achse funktioniert. Seeling begründet dies damit, dass sich die Deutschsprachigen dem preußischen Deutschland zugehörig fühlten und somit „die überlegene Rolle des Westens übernahmen“<sup>25</sup>. Zu den klassischen, noch heute vorherrschenden, stereotypen Zuschreibungen gehören beispielsweise „die fleißigen Deutschen“<sup>26</sup> oder „die faulen Slawen“<sup>27</sup>. Die Langlebigkeit dieser Stereotypen belegt Seeling mit Auszügen aus einigen Lexikaeinträgen des 19. Jahrhunderts, in denen die Slawen Mährens zum Teil auch positiv konnotiert werden, wenngleich die Darstellung doch immer ambivalent bleibt. Im Damen-Konversations-Lexikon (herausgegeben von Carl Herloßsohn, erschienen von 1834-38) sind die Tschechen einerseits „kräftig, ausdauernd, tapfer, voll Scharfsinn, voll Talent“, andererseits wird ihnen auch die Rolle eines „gemeinen

---

<sup>22</sup> Vgl. Margarete Wagner: Das Bild der Slawen im erzählerischen Werk Ferdinand von Saars. In: Zeitschrift der Germanisten Rumäniens 7 (1998), H. 1-2, S. 181-206.

<sup>23</sup> Edith Wildmann: *Augenlust und Bilderwahn. Bilder, Texte und das Sehen in zwei Novellen Ferdinand von Saars*. Diplomarbeit. Univ. Wien 2002.

<sup>24</sup> Claudia Seeling: *Zur Interdependenz von Gender- und Nationaldiskurs bei Marie von Ebner-Eschenbach*. St. Ingbert: Röhring Universitätsverl. 2008. (Mannheimer Studien zur Literatur- und Kulturwissenschaft 44). S. 103-104.

<sup>25</sup> Ebd. S. 104.

<sup>26</sup> Vgl. ebd. S. 104.

<sup>27</sup> Vgl. ebd. S. 104.

Mann[es] [...] des Starrsinns, der Tücke, Trägheit und Kriecherei“ zugeschrieben.<sup>28</sup> Sie analysiert die Artikel dahingehend, dass darin schon ein erstes Nationalbewusstsein trotz des Wissens über die gemeinsame Geschichte der Bewohner der böhmischen Länder zu spüren ist.

## 2. Zielsetzung und Aufbau der Arbeit

### 2.1. Methodischer Zugang und Thesenfindung

Worauf sich nun mein Forschungsinteresse richtet, ist die Analyse der unterschiedlichen Differenzkonstruktionen, die in den ausgewählten Novellen erfolgen, unter Darstellung der Herr-Knecht-Verhältnisse in einer Zeit, in der die Feudalordnung immer mehr an Bedeutung verliert. „Wer sieht wen wie?“ soll die Leitfrage der Untersuchung sein, wobei soziale Herkunft, Geschlecht sowie Ethnie bzw. Nation als Analysekatoren dienen. Erste Ergebnisse sind bereits im Zuge einer Seminararbeit entstanden, welche die Basis für diese Arbeit darstellen. Das Seminar *Diskurse und Stereotypen* von Wolfgang Müller-Funk, das im Sommersemester 2009 an der Universität Wien abgehalten wurde, verstärkte mein Interesse an einer kulturwissenschaftlichen, postkolonialen Betrachtungsweise schriftstellerischer Produktionen der Monarchiezeit und lieferte mir wertvolle Ideen für meine Diplomarbeit. Eines der im Seminar behandelten Themen ist so zum Thema für diese Arbeit gereift. In meiner Seminararbeit untersuchte ich je eine Novelle der beiden Schriftsteller auf Differenzkonstruktionen: Ferdinand von Saars *Die Troglodytin* und Marie von Ebner-Eschenbachs *Er lässt die Hand küssen*. Auch in weiteren Novellen von Saar und Ebner-Eschenbach stößt man auf feudale Machtverhältnisse in der mährischen Region. Daraus ergibt sich die erste These, dass diese Machtstrukturen ähnliche Züge tragen wie jene in kolonialen Verhältnissen. Denn in Mähren trafen damals deutschsprachige Bewohner auf tschechischsprachige, deren Zusammenleben die verschiedensten Differenzkonstruktionen hervorbrachte. Hier stellt sich die Frage, ob sich Abgrenzung ausschließlich über ethnische Differenz ergab, das heißt tschechische Untertanen und österreichische Herrscher, oder ob in der feudalen Ordnung nicht eher die soziale Position entscheidend war – im Sinne von „Der Herr bleibt Herr, der Diener ein Diener.“ Daher wird als nächste These angenommen, dass

---

<sup>28</sup> Seeling, Gender- u. Nationaldiskurs. S. 105. [Seeling nach Carl Herloßsohn: Damen-Konversationslexikon. Erlangen 1993. Mikroreproduktion der zehnbändigen Ausgabe. Leipzig 1834-38.]

die soziale Abgrenzung der ethnischen vorausgeht. Wichtig erscheint in diesem Zusammenhang auch die Frage nach der Funktion von Stereotypen. Dazu wird zunächst die Arbeitsthese formuliert, dass das Eigene ausgehend von der Perspektive des Herrn deutschsprachig und von adeligem Stand ist. Als Opposition wird das Fremde als tschechischsprachig und der arbeitenden bzw. bäuerlichen Schicht angehörend definiert. Auf sozialer Ebene bedeutet dies, dass ein machtinnehabender Graf über seine Untertanen bestimmt. Auf ethnischer Ebene ergibt sich wiederum ein ungleiches Machtverhältnis zwischen Deutsch- und Tschechischsprachigen. Deutschsprachig meint in diesem Rahmen die Österreicher, die in jener Zeit vielfach auch als Deutsche, das heißt dem Deutschen Bund zugehörend, bezeichnet wurden. Der Begriff *tschechisch* oder *Tscheche(n)* wird unter Punkt 3.3.1. zu erklären versucht und umfasst in diesem Sinne jene, die der slawischen Bevölkerung zugerechnet wurden. Differenz konstruiert sich somit auf sozialer als auch ethnischer bzw. nationaler Ebene. Ethnische bzw. nationale Abgrenzung dient dabei lediglich als Analysekriterium in Bezug auf Differenz, was Schuldzuschreibungen und Fragen wie etwa „Wer ist gut?/ Wer böse?“ ausschließt. Dies betrifft auch die Rolle der Autoren. Die Texte sollen im Sinne des close readings behandelt werden, das heißt, auf die Intention oder mögliche Absichten der Schriftstellerin bzw. des Schriftstellers werde ich nicht eingehen. Zusätzlich kann jedoch die sexuelle Differenz nicht außer Acht gelassen werden, die oft eine entscheidende Funktion im Hinblick auf die Konstruktion von Stereotypen hat. In den Novellen werden alle drei Ebenen versorgt und wie zu sehen sein wird, stehen diese auch immer in unterschiedlichem Zusammenhang.

## 2.2. Aufbau der Arbeit

Um zu klären, inwieweit überhaupt postkoloniale Theorien auf die Zeit der Habsburgermonarchie zutreffen, wird im folgenden Kapitel **Die Habsburgermonarchie postkolonial vermessen** und der **historische** sowie der **theoretische Kontext** dargestellt. Die vormoderne Zeit wird zunächst in Beziehung zum Kolonialismus gestellt, mögliche Überschneidungen oder Unterschiede werden dabei herausgearbeitet. Danach wird dem Revolutionsjahr 1848 besondere Aufmerksamkeit gewidmet, da dessen Folgen für die Interpretation der Novellen von Bedeutung sind. Im theoretischen Abschnitt wird zuerst der Begriff *Differenz* definiert, um ihn dann eingebettet in die postkolonialen Theorien zu betrachten, die als interdisziplinäres Konzept die methodische Grundlage der Arbeit bilden. Im Speziellen erwähnt werden das Forschungsprojekt *Kakanien revisited*, das sich mit den Herrschaftsverhältnissen

und den Selbst- bzw. Fremdbildern in der österreichisch-ungarischen Monarchie beschäftigt, sowie als letzter Punkt Homi Bhabhas Konzept der *Mimikry*.

Bevor die **Analyse** erfolgt, werden die Texte kurz vorgestellt und die Kriterien für deren Auswahl erläutert. Im Zuge dieser Arbeit werden insgesamt vier Novellen untersucht. Dabei widme ich mich am Beginn der **Erzählhaltung**, um unter anderem auch die sprachliche Konnotation von Differenzkonstruktionen zu zeigen. Danach erfolgt die Analyse der **räumlichen Verortung von Differenz**, die zugleich auch die wichtigsten Handlungsplätze vorstellt. Im darauf folgenden Kapitel werden die in den Texten anzutreffenden **kulturellen Differenzkonstruktionen** beschrieben, orientiert an den erstellten Thesen. Die zu analysierenden Motive werden in verschiedene Abschnitte gegliedert. Dabei soll auch auf den Zusammenhang von sozialer und ethnischer Differenz sowie auf die Rolle von Ambivalenzen eingegangen werden. Des Weiteren werde ich basierend auf dem theoretischen Konzept der Mimikry insbesondere zwei Dienerfiguren untersuchen. Um diese Ergebnisse zu festigen, wird ein **Exkurs** zu Ludwig Winders *Der Kammerdiener* angestellt, eine ebenfalls in Mähren um die gleiche Zeit herum angesiedelte Erzählung.

Im **Fazit** treffen schließlich alle Ergebnisse aufeinander und werden in Beziehung zueinander gesetzt. Es erfolgt ein Vergleich der Novellen, in dem zu sehen sein wird, wie sich Differenzen fortlaufend festschreiben lassen oder sich diese nicht doch auch auflösen.



## **II. Die Habsburgermonarchie postkolonial vermessen**

### **3. Historischer Kontext**

Die hier behandelten Novellen spielen im 19. bzw. am Beginn des 20. Jahrhunderts in Mähren. Es war eine von politischen Veränderungen geprägte Zeit, die in der Bevölkerung deutlich Spuren hinterließ. Die sogenannte vormoderne Zeit wird zunächst einem Vergleich mit der Kolonialzeit unterzogen, damit zusammen mit dem theoretischen Kontext die methodischen Prämissen der Arbeit geklärt und belegt werden können.

Dem Handlungsschauplatz Mähren wird ein eigener Punkt gewidmet, um die nachfolgend erläuterten Gegebenheiten speziell in diesem Gebiet zu zeigen, die für die Textanalyse von Bedeutung sein werden – unter besonderer Betrachtung der sprachlichen Situation.

#### **3.1. Die vormoderne Zeit und der Kolonialismus**

Der zu untersuchende Gegenstand ist die Habsburgermonarchie, die ihren Ursprung mit dem Aussterben der Babenberger im 13. Jahrhundert nahm. 1273 wurde Rudolf von Habsburg von den Kurfürsten des Heiligen Römischen Reiches zum König gewählt und herrschte somit über die österreichischen Gebiete, in etwa die heutigen Bundesländer Ober- und Niederösterreich, Wien sowie die Steiermark. Durch Landkäufe, aber vor allem durch geschickte Heirats- und Erbrechtspolitik konnten die Habsburger ihren Einfluss immer weiter ausbauen. Manche Regionen, wie beispielsweise Tirol oder die böhmischen Länder wurden zunächst gewonnen, später wieder verloren. Als bedeutende Zäsur gilt der Wiener Kongress im Jahr 1815, wodurch es nach der Französischen Revolution und den Napoleonischen Kriegen zur Neuaufteilung Europas kam. Österreich stieg dabei, was seinen territorialen Bereich betraf, nicht schlecht aus, unter anderem wurden Tirol und Vorarlberg wieder in das

Habsburgische Staatsgebiet eingegliedert. Auch Mähren und Böhmen blieben fester Bestandteil der Monarchie.<sup>29</sup>

Nach dem Revolutionsjahr in der Mitte des 19. Jahrhunderts gilt der Österreichisch-Ungarische Ausgleich im Jahr 1867 als nächste wichtige Wende. Die Monarchie wurde dadurch in eine Doppelmonarchie umgewandelt, ab hier spricht man von der k.u.k.-Monarchie bzw. der Österreichisch-Ungarischen Monarchie. Das Reich teilte sich fortan bis zu seinem Untergang nach dem Ersten Weltkrieg in zwei Gebiete: dem Königreich Ungarn und Österreich, verbunden durch eine Personal- und Realunion. Franz Joseph war demnach Kaiser von Österreich und gleichzeitig auch König von Ungarn. Die zum Königreich Österreich gehörenden Länder waren alle im Reichsrat vertreten und wurden unter dem Begriff *Cisleithanien* zusammengefasst, dazu zählten auch das Königreich Böhmen und die Markgrafschaft Mähren. *Transleithanien* bezeichnete hingegen die Länder der ungarischen Krone.<sup>30</sup> Gemeinsam verwaltet wurde die Region Bosnien-Herzegowina, die 1878 okkupiert und schließlich 1908 annektiert wurde.<sup>31</sup>

Der Zeitraum mit dem sich diese Arbeit näher befasst, ist die vormoderne Zeit, also die Periode der Feudalherrschaft. Im deutschen Sprachraum wird im Gegensatz dazu mit Moderne meist erst die Zeit nach 1885 bezeichnet, in der sich der Naturalismus und die Rezeption des französischen Symbolismus als künstlerische Strömungen entwickelten.<sup>32</sup> Zur Vormoderne zählt demnach auch der Vormärz (1815-1848), der von revolutionären Geschehnissen geprägt war. In derselben Zeit waren auch koloniale Fragen ein brisantes Thema in Europa. Modernisierung und Wirtschaftswachstum galten als die vorherrschenden Ziele der europäischen Staaten. Als essentiell dafür wurden unter anderem die außerstaatlichen, außereuropäischen Territorien – die Kolonien – angesehen. Die Habsburgermonarchie bildete hier auf den ersten Blick eine Ausnahme, verfügte sie über keine Kolonien in Übersee, aber über genügend innerstaatliche, landschaftlich und gewerblich-industriell hervorragend nutzbare Gebiete. Doch es waren gerade diese ländlichen, politisch oft wenig beachteten

---

<sup>29</sup> Vgl. Karl Vocelka: Geschichte Österreich. Kultur – Gesellschaft – Politik. München: Heyne 2004. (Heyne Sachbuch 19/827). S. 64, 67, 96, 176.

<sup>30</sup> Vgl. Karl Vocelka: Österreichische Geschichte. München: C.H. Beck 2005. S. 91-92.

<sup>31</sup> Vgl. Telse Hartmann: Grenzüberschreitungen ins galizische »Herz der Finsternis«. Joseph Roths Roman *Das falsche Gewicht* (1937). In: Müller-Funk, Wolfgang / Plener, Peter u.a. (Hg.): Kakanien revisited. Das Eigene und das Fremde (in) der österreichisch-ungarischen Monarchie. Tübingen: Francke 2002. (Kultur – Herrschaft – Differenz 1). S. 239-253, S. 241.

<sup>32</sup> Vgl. Dieter Burdorf / Christoph Fasbender u.a. (Hg.): Metzler Lexikon Literatur. 3. Aufl. Stuttgart: Metzler 2007. S. 508.

(Rand-)Gebiete der Monarchie, die für den wirtschaftlichen Erfolg des Zentrums sorgten und auch teilweise nur aus diesem Grund in das Reich eingegliedert wurden.<sup>33</sup>

Um ein solches Abhängigkeitsverhältnis offenzulegen, können Zentrum-Peripherie-Modelle dienlich sein, die nicht nur für die Kolonialzeit geeignete Analyserahmen darstellen. Modelle dieser Art entwickelten sich im Rahmen der Dependenztheorie bzw. der Welt-Systemtheorie. Immanuel Wallerstein, Begründer der Welt-Systemtheorie, geht davon aus, dass der moderne Kapitalismus bereits in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts als Ergebnis einer Krise des Feudalismus entstand. Die Erträge, die die adeligen Stände durch die Bewirtschaftung ihres Grundbesitzes erhielten, richteten sich nicht mehr rein nach einer Subsistenzversorgung, denn von nun an standen Geldgewinne im Vordergrund. Dabei kam es zu einer hierarchischen Strukturierung der Weltgesellschaft. Nordwesteuropa stellte für Wallerstein beispielsweise den Kern – das Zentrum – dar, Lateinamerika und Osteuropa (ohne Russland) die Peripherie.<sup>34</sup> Im Lauf der Geschichte kam und kann es zu Änderungen in dieser Hierarchie kommen. Außerdem entstanden zusätzliche Überlegungen, die Begriffe wie *Semiperipherien* oder *innere Peripherien* hervorbrachten. So beschäftigte sich die Wirtschafts- und Sozialgeschichteforscherin Andrea Komlosy mit der Frage, ob innere Peripherien der Habsburgermonarchie als Ersatz für Kolonien dienten. Dazu stellte sie im Vorfeld fest, dass sich die Abgrenzungskriterien von Zentrum und Peripherie aus politischer und militärischer Stärke sowie aus der Rolle in der ungleichen internationalen Arbeitsteilung zusammensetzen, wobei Zentrum und Peripherie immer voneinander abhängig sind. Eine Region kann nur als Zentrum existieren, indem es sich Werte aneignet, die in einer Peripherie produziert wurden:

[...] während dieser Werttransfer die Voraussetzung für die Zentrenbildung darstellt, konstituiert er umgekehrt die Peripherisierung der abhängigen Region, so dass Zentrum und Peripherie keine statischen Größen, sondern Dominanz- und Abhängigkeitsbeziehungen widerspiegeln.<sup>35</sup>

Die Dominanz- und Abhängigkeitsbeziehungen drücken sich etwa in der Nutzung von natürlichen Ressourcen bzw. von ortsansässigen Arbeitskräften der Peripherie aus. Außerdem wird auch Geld und Kapital an das Zentrum transferiert, wobei grundsätzlich zu sagen ist, dass ökonomische Zentren und Peripherien auch über Staatsgrenzen

---

<sup>33</sup> Vgl. Andrea Komlosy: Innere Peripherien als Ersatz für Kolonien? Zentrenbildung und Peripherisierung in der Habsburgermonarchie. In: Kakanien revisited 2004. <http://www.kakanien.ac.at/beitr/fallstudie/AKomlosy1.pdf> [Zugriff: 30.03.2010]

<sup>34</sup> Vgl. Hans-Heinrich Nolte: Die Debatte um das Weltsystem. (Diskussionspapier, Mai 2002). In: Verein für Geschichte des Weltsystems e.v. 2002. <http://www.vgws.org/Texte/Weltsystemkonzept.html> [Zugriff: 15.03.2011]

<sup>35</sup> Komlosy, Innere Peripherien. S. 1.

hinweg bestehen. Genauso kann es auch durch politische, kulturelle, ethnische oder soziale Differenzen zu Zentren- bzw. Peripheriebildungen kommen. Ein Gebiet muss jedoch nicht in allen Bereichen ein Zentrum sein. Es ist ebenso möglich, dass es ökonomisch betrachtet ein Zentrum ist, gleichzeitig jedoch auch eine politische Peripherie.<sup>36</sup> Außerdem können wiederum innerhalb von Peripherien Zentren entstehen, wie dies noch gezeigt werden wird.

Das Konzept der *inneren Peripherien* entstand in der Forschung als Weiterentwicklung zum Ansatz der „inneren Kolonien“. Nach Hans-Heinrich Nolte ist in diesem Zusammenhang die Bezeichnung „Kolonie“ in Analogie „zum realen Kolonialismus [...] rechtshistorisch unmöglich“<sup>37</sup>. Er begründet dies damit, dass die Einwohner dieser peripheren Gebiete denselben Rechtsstatus hatten wie die des Zentrums. Im Kolonialismus besaßen die Bewohner der Kolonien jedoch „einen vom Mutterland getrennten Rechtsstatus“<sup>38</sup>. Daher ist die Bezeichnung *innere Peripherien* geeigneter, da sie einen größeren Interpretationsraum zulässt. Nolte hat demzufolge die inneren Peripherien „im Kontext der Weltsystemtheorie als Gebiet innerhalb eines Staates definiert, in dem die Bedingungen so organisiert sind, daß sie Personen zugute kommen, die im Zentrum leben“<sup>39</sup>.

Wie kann nun aber solch ein Zentrum-Peripherie-Modell für die Analyse der Machtverhältnisse innerhalb der Habsburgermonarchie nutzbar gemacht werden?

Zunächst lässt sich feststellen, dass es in der Monarchie im Vormärz noch keine einheitliche Wirtschaftsstruktur gab und die politische Verwaltung oft einseitig erfolgte. Der industriell-gewerbliche Sektor war von den Unterschieden der Länder geprägt. Entscheidend für den ökonomischen Erfolg waren demnach die vorherrschenden Gegebenheiten – die topographischen und historischen Faktoren – in den einzelnen Gebieten. Galizien beispielsweise sollte vorrangig militärisch strategischen Zielen dienen, vor allem zum Schutz vor konkurrierenden Großmächten. Agrarisch wertvolle Standorte waren hingegen die österreichischen Kernländer sowie die böhmischen Länder. Diese Regionen, zwischen denen es noch Binnenzölle gab, ehe bis 1775 der Zusammenschluss zu einem Zollgebiet erfolgte, wurden zu exportorientierten Agrarperipherien, die Rohstoffe und Nahrungsmittel für die Zentren der Monarchie

---

<sup>36</sup> Vgl. Komlosy, *Innere Peripherien*. S. 1.

<sup>37</sup> Hans-Heinrich Nolte: *Innere Peripherien. Das Konzept in der Forschung*. In: Ders. (Hg.): *Innere Peripherien in Ost und West*. Stuttgart: Steiner 2001. (Historische Mitteilungen: Beiheft 42). S. 7-31, S. 12.

<sup>38</sup> Ebd. S. 12.

<sup>39</sup> Ebd. S. 15.

produzierten. Niedriglohnproduktionen im gewerblichen Bereich fanden im direkten Umland der Städte statt.<sup>40</sup> Es gab demnach zahlreiche regionale Entwicklungsunterschiede, die sich mit der Etablierung eines Binnenmarktes im 18. Jahrhundert immer stärker ausprägten und den entwickelten Teilen der Monarchie zur Konkurrenzfähigkeit in Bezug zu den westeuropäischen Industriestaaten verhalfen.<sup>41</sup>

Die Abhängigkeit der Habsburgischen Zentren von ihren Peripherien, sei es militärischer Art (z.B. Galizien) oder aus ökonomischen Gründen (z.B. die böhmischen Länder), kann nicht bestritten werden. Somit lässt sich der These von Komlosy, ob die inneren Peripherien als Ersatz für die Nichtteilnahme an der kolonialen Expansion dienten, durchaus zustimmen. Denn da seit dem 17. Jahrhundert die Habsburger immer mehr aus dem Westen Europas verdrängt wurden, mussten sie das dadurch entstandene wirtschaftliche Defizit ausgleichen. Der Versuch, durch die Etablierung einer österreichischen Ostindien-Kompanie im Jahr 1718 in das koloniale Geschehen einzugreifen, scheiterte in erster Linie am Widerstand der großen Kolonialmächte Großbritannien und Frankreich. Infolgedessen wandte die Habsburgermonarchie ihre Aufmerksamkeit einerseits den östlichen Nachbarn zu, andererseits stieg das Interesse an den inneren Räumen. Gebiete in Ost- und Südosteuropa, zum Beispiel die Bukowina oder Venetien, wurden in Besitz genommen. Außerdem konzentrierte sich der Außenhandel nun auf den Schwarz- und Mittelmeerraum anstatt auf das westliche Europa, indem es zum Export von Roh- und Halbfertigwaren bzw. zum Import von Lebensmitteln und unverarbeiteten Produkten kam.<sup>42</sup> Die Orientierung Richtung Südosten setzte sich über die Jahrzehnte weiter fort und mündete in der Besetzung und anschließenden Annexion Bosnien-Herzegowinas im Jahr 1908. Diese Balkanexpansion wird in der Forschung ebenso als mögliche Ersatzhandlung für eine nicht stattfindende außereuropäische Kolonialhandlung beschrieben.<sup>43</sup>

Ökonomisch und politisch betrachtet, galt die österreichisch-ungarische Monarchie innerhalb des europäischen Systems um 1900 daher eher als Halbperipherie und nicht als Zentrum. Innerstaatlich lassen sich schließlich in erster Linie Wien, Budapest und

---

<sup>40</sup> Vgl. Andrea Komlosy: Zentrum und Peripherie. Zur Wahrnehmung regionaler Entwicklungsunterschiede im Vormärz. In: Massenware Luxusgut. Technik und Design zwischen Biedermeier und Wiener Weltausstellung 1804-1873. Wien: Technisches Museum 2004. S. 146-163, S. 147-151.

<sup>41</sup> Vgl. Komlosy, Innere Peripherien. S. 2.

<sup>42</sup> Vgl. ebd. S. 8-9.

<sup>43</sup> Vgl. Clemens Ruthner: ›K.(u.)k. postcolonial?‹ Für eine neue Lesart der österreichischen (und benachbarter) Literatur/en. In: Müller-Funk, Wolfgang / Plener, Peter u.a. (Hg.): Kakanien revisited. Das Eigene und das Fremde (in) der österreichisch-ungarischen Monarchie. Tübingen: Francke 2001. (Kultur – Herrschaft – Differenz 1). S. 93-103, S. 98.

Prag als Zentren feststellen. Aus dem Blick Wiens wäre zum Beispiel Lemberg als Peripherie zu nennen. Aus galizischer Sicht jedoch stellt Lemberg ein Zentrum dar.<sup>44</sup>

Ein Zentrum-Peripherie-Modell kann auf politischer, ökonomischer oder auch sozialer Ebene Abhängigkeiten darstellen und dadurch Differenzen aufzeigen. Wie zu sehen war, sind der Raum und die Ebene entscheidend, um ein Gebiet als Zentrum oder als Peripherie auszumachen. Daraus hervorgehend, gibt dieser Ansatz auch Aufschluss über koloniale Züge der Habsburgermonarchie, da diese sichtbar gemachten Strukturen in einem weiteren Schritt mit dem Kolonialismus in Bezug gesetzt werden können.

Dieses Vorhaben erfordert zunächst aber auch eine Definition des Begriffs *Kolonialismus*.

In kolonialen Herrschaftsverhältnissen unterdrückt die Bevölkerung des Zentrums jene der Peripherie, wobei letztere vom Zentrum als sozial und kulturell niederwertig gesehen wird und daher für nicht mündig befunden wird. Dieser Abspruch des grundlegendsten Rechts – der Freiheit nicht über sich und sein Schicksal selbst entscheiden zu dürfen – dient gleichzeitig als Rechtfertigung für das koloniale Vorhaben. Koloniale Peripherien werden so vom Zentrum produziert, wobei die peripheren Bewohner nie im selben Ausmaß unterdrückt werden. Der Grad der Diskriminierung richtet sich nach ihrem Nutzen für das Zentrum.<sup>45</sup>

Kolonialismus lässt sich demzufolge nach Jürgen Osterhammel wie folgt definieren:

Kolonialismus ist eine Herrschaftsbeziehung zwischen Kollektiven, bei welcher die fundamentalen Entscheidungen über die Lebensführung der Kolonisierten durch eine kulturell andersartige und kaum anpassungswillige Minderheit von Kolonialherren unter vorrangiger Berücksichtigung externer Interessen getroffen und tatsächlich durchgesetzt werden. Damit verbinden sich in der Neuzeit in der Regel sendungsideologische Rechtfertigungsdoktrinen, die auf der Überzeugung der Kolonialherren von ihrer eigenen kulturellen Höherwertigkeit beruhen.<sup>46</sup>

Dieses grundlegende Schema, das einseitige, auf kulturellen und ökonomischen Unterschieden beruhende Machtverhältnis, trifft auch genauso auf den Imperialismus zu. Der Imperialismus grenzt sich jedoch in manchen Punkten vom Kolonialismus ab.

---

<sup>44</sup> Vgl. Endre Hárs / Wolfgang Müller-Funk u.a.: Zentren Peripher: Vorüberlegungen zu einer Denkfigur. In: Kakanien revisited 2005. [http://www.kakanien.ac.at/beitr/theorie/EHars\\_WMueller-Funk\\_UReber\\_CRuthner1.pdf](http://www.kakanien.ac.at/beitr/theorie/EHars_WMueller-Funk_UReber_CRuthner1.pdf) [Zugriff: 30.03.2010]

<sup>45</sup> Vgl. ebd. S. 4.

<sup>46</sup> Jürgen Osterhammel: Kolonialismus. Geschichte – Formen – Folgen. 6. Aufl. München: C.H. Beck 2009, S. 21.

Die größte Differenz liegt in der politischen Ausrichtung. Der Imperialismus stellt seine eigenen nationalstaatlichen Interessen als imperial dar und möchte diese weltweit zur Geltung bringen. Im System des Kolonialismus hingegen werden die Kolonien rein als Selbstzweck gesehen. Die Interessen bleiben selbstbezogen und stehen nicht in einem außerstaatlichen Bezug, das heißt, dass die Kolonien dauerhaft erworben werden. Im Gegensatz dazu sind imperialistische Kolonien austauschbar und dienen meist innereuropäischen Machtspielen. Die Steuerung erfolgt hier nicht durch Kolonialbehörden, sondern durch staatliche Organisationen. Als bedeutendste imperialistische Macht dieser Zeit ist Großbritannien zu nennen.<sup>47</sup>

Die Habsburgermonarchie als imperialistische Macht konnte sich Gebiete aneignen und zu ihrem Nutzen formen. Die heimischen Bewohner wurden dadurch automatisch zu Staatsbürgern der Monarchie, zumindest auf formaler Ebene. Die formale Gleichheit der Staatsbürger stellt somit den größten Unterschied zu herkömmlichen kolonialen Beziehungen dar.<sup>48</sup> Die unterschiedlichen ethnischen Gruppen waren vereint unter dem Habsburgischen Kaiser, wenn auch ungleich. Mit dem Zentrum Wien und der deutschsprachigen Herrscherschicht lag die Abgrenzung auf der Hand. Obwohl sie personenmäßig nicht die größte Gruppe waren, hatten sie doch die meisten Verwaltungs- und Herrschaftspositionen inne. Unabhängig der ethnischen Herkunft waren es jedoch die bäuerlichen Untertanen, die zur untersten Schicht der Gesellschaft gehörten. Die Bauern waren durch die Leibeigenschaft an ihre kirchlichen und adeligen Grundherren fest gebunden. Einige Merkmale des Kolonialismus treffen auch auf diese feudalistische Herrschaftsbeziehung zu. So waren die Bauern der Willkür ihrer Grundherren schutzlos ausgesetzt, welche die konsequente Durchsetzung der befohlenen Aufgaben forderten. Wer sich nicht daran hielt, wurde oft hart bestraft, da die Grundherren gleichzeitig auch die Gerichtsherren waren.<sup>49</sup> Sie waren für die Zivil- und niedere Strafgerichtsbarkeit sowie zum Teil auch für die Blutgerichtsbarkeit (*jus gladii*) verantwortlich. Außerdem entschieden die adeligen Herrscher auch über das Privatleben ihrer Diener.<sup>50</sup> In der Regierungszeit von Maria Theresia kam es durch den Einfluss der Aufklärung zur ersten Auflockerung der Leibeigenschaft, indem Kreisämter gegründet und Frondienste eingeführt wurden. Während die Kreisämter nun gewisse

---

<sup>47</sup> Vgl. Osterhammel, Kolonialismus. S. 27-28.

<sup>48</sup> Vgl. Komlosy, Innere Peripherien. S. 10.

<sup>49</sup> Vgl. Karl Vocelka: 1713 – Pragmatische Sanktion. Die Kontroverse zwischen Maria Theresia und Friedrich II. sowie die Modernisierung der Habsburgermonarchie. In: Scheut, Martin / Strohmeyer, Arno (Hg.): Von Lier nach Brüssel. Schlüsseljahre österreichischer Geschichte (1496-1995). Wien: StudienVerl. 2010. S. 135-151, S. 145.

<sup>50</sup> Vgl. Peter Csendes: Österreich im Zeitalter Kaiser Franz Josephs I. (1848-1918). In: Ders. (Hg.): Das Zeitalter Kaiser Franz Josephs I. Österreich 1848-1918. Wien: Christian Brandstätter Verl. & Ed. 1989. S. 5-13, S. 6-7.

Rechte und Pflichten der Grundherren übernahmen, stellten die Frondienste Einschränkungen der bäuerlichen Dienste dar. Insgesamt bedeutete dies, dass der Einfluss der Grundherren zu Gunsten staatlicher Verwaltung zurückging. Der Unmut der adeligen Grundherren über ihre Machteinschränkung als auch der Unmut der arbeitenden oder bäuerlichen Bevölkerung über ihre schlechte soziale Lage stieg mit der Zeit an und führte mit dem später aufkommenden Nationalbewusstsein jedoch zu immer größer werdenden Konflikten, auf die noch näher eingegangen wird.<sup>51</sup>

Es steht fest, dass in Bezug auf die Habsburgermonarchie nicht vom Kolonialismus gemäß dem *scramble for Africa* gesprochen werden kann. Dennoch finden sich ungleiche Machtbeziehungen zwischen den verschiedenen ethnischen Gruppen und der Regierung einerseits, andererseits zwischen den Untertanen und ihren adeligen und geistlichen Grundherren, die Züge tragen, durch die sich ebenso der Kolonialismus auszeichnet. Osterhammel spricht auch vom „*Kolonialismus ohne Kolonien*“, wobei sich

Abhängigkeiten „kolonialistischer“ Art nicht zwischen „Mutterland“ und räumlich entfernter Kolonie einstellen, sondern zwischen dominanten „Zentren“ und abhängigen „Peripherien“ *innerhalb* von Nationalstaaten oder territorial zusammenhängenden Landimperien.<sup>52</sup>

Hier kommt wieder die Zentrum-Peripherie-Darstellung ins Spiel, die – wie gezeigt wurde – auf die Monarchie anwendbar ist. Osterhammel weist aber auch darauf hin, dass der Begriff des Kolonialismus nicht überstrapaziert werden kann. Aus diesem Grund gilt die Habsburgermonarchie auch nicht als Kolonialstaat, die Abgrenzung zwischen ihren kolonialen Zügen und der kolonialen Expansion der Neuzeit ist daraus folgend deutlich zu ziehen. In der kultur- und literaturwissenschaftlichen Forschung ist dies im Zuge des Projekts *Kakanien revisited*, welches im Kapitel *Theoretischer Kontext* erläutert wird, passiert.

---

<sup>51</sup> Vgl. Vögelke, Pragmatische Sanktion. S. 145.

<sup>52</sup> Osterhammel, Kolonialismus. S. 22.



## 3.2. Das Revolutionsjahr 1848

Dieses Kapitel widmet sich zum einen den sozialen Forderungen, zum anderen den nationalen Anliegen, die im Revolutionsjahr 1848 zum Ausbruch kamen.

### 3.2.1. Soziale Frage

Der Wunsch nach Veränderung, der Loslösung vom alten feudalistischen System, war schon lange vor 1848, beeinflusst durch die Französische Revolution, zu spüren.

Vor der Revolution kam der Grundherrschaft große Bedeutung zu. Dem System zufolge führten Adelige oder Personen der hohen Geistlichkeit die unterste Ebene der Administration, die – wie bereits dargestellt wurde – die zivile Verwaltung und die soziale Betreuung umfasste.<sup>53</sup>

Überlegungen zur Reformierung der Feudalordnung gab es bereits unter Joseph II. (1780-1790), der stattdessen ein Pachtsystem zwischen den Bauern und dem Grundherrn einführen wollte. Die feudalistischen Verpflichtungen – Arbeits-, Natural- und Geldrenten – blieben jedoch, da sich die Adligen und Geistlichen gegen den Kaiser und seine Idee stellten. Denn die Angst, Macht und Besitz zu verlieren, war letztendlich zu groß und hinderte die Regierung daran, Änderungen durchzusetzen.<sup>54</sup>

Erst 1830 kam es erneut zur Auflehnung der Bauern, denen die oberen niederösterreichischen Stände mit einem Vorschlag entgegneten. Die Ablösung der feudalen Lasten sollte durch Zahlungen oder durch Grundabtretungen der Bauern an die Grundherren gestattet werden. Die Regierung in Wien bewies aber einmal mehr ihren fehlenden Mut zur Veränderung und lehnte auch diesmal den Vorschlag ab.<sup>55</sup>

Der Gedanke des Umschwungs war aber nicht nur einer der unteren Stände, die im Laufe der 1840er immer mehr von Arbeitslosigkeit und Missernten betroffen waren. Auch die Intellektuellen dieser Zeit verspürten Unmut. Denn sie sahen die vormärzliche Zensur als großen Feind, als Eingrenzung ihres Geistes und der Kreativität. Außerdem waren durch den Ausbau des Verkehrssystems nun auch Reisen ins Ausland leichter zu bewältigen, auf denen manchen im Vergleich mit den besuchten Ländern die

---

<sup>53</sup> Vgl. Csendes, Österreich im Zeitalter Kaiser Franz Josephs I. S. 6-7.

<sup>54</sup> Vgl. Viktor Bibl: Die niederösterreichischen Stände im Vormärz. Ein Beitrag zur Vorgeschichte der Revolution des Jahres 1848. Wien: Gerlach & Weidling 1911. S. 5.

<sup>55</sup> Vgl. Ernst Bruckmüller: Die österreichische Revolution von 1848 und der Habsburgermythos des 19. Jahrhunderts. In: Lengauer, Hubert / Kucher, Primus Heinz (Hg.): Bewegung im Reich der Immobilität. Revolutionen in der Habsburgermonarchie 1848-1849. Wien u.a.: Böhlau 2001. (Literaturgeschichte in Studien und Quellen 5). S. 1-33, S. 1-2.

Rückständigkeit des Heimatlandes bewusst wurde und die dadurch zu fortschrittlichen Ansichten inspiriert wurden.<sup>56</sup> Dieses Bildungsbürgertum umfasste gemeinsam mit anderen Gruppen (z.B. Unternehmer) den Mittelstand, der sich durch Gründung diverser Vereine (z.B. Niederösterreichische Gewerbeverein) Gehör verschaffte. Als bedeutende Veröffentlichung gegen die Zensur gilt die Schriftstellerpetition vom 11. März 1845. Franz Grillparzer war einer der Unterzeichner. Aber auch andere, zum Teil anonym erschienene Schriften forderten eine Neuordnung, die besonders von den Landständen unterstützt wurde. Sie verlangten so nicht nur für die Bürger und Bauern mehr Einfluss, sondern vor allem auch für sich selbst<sup>57</sup>, da im Vormärz die Gemeindeverwaltung zentralistisch ausgerichtet war. Die Bevölkerung konnte zwar ihre Vertreter wählen, doch diese hatten bei Beschlüssen meist nur eine beratende Stimme. Es waren die Obrigkeitsämter am Land, die Magistrate in der Stadt, die die wichtigsten Entscheidungen trafen.<sup>58</sup>

Zusammenfassend dargestellt, ergaben sich zunächst folgende Forderungen:

- Abschaffung der feudalen Lasten (Bauern)
- Aufhebung der Zensur (Bildungsbürgertum)
- Selbstverwaltung der Gemeinden (Landstände)

### **3.2.2. Nationale Frage**

Nach und nach wurden im Vormärz die eben erwähnten sozialen Konflikte immer stärker mit nationalen Forderungen aufgeladen. Es war zwar schon die Regel, dass die Landstände in Böhmen oder Ungarn ihre Unzufriedenheit mit der Wiener Regierung intensiver zeigten als etwa die Stände in Kärnten oder Niederösterreich, aber der allgemeine Wunsch nach mehr Mitbestimmung bzw. später auch nach frühliberal-bürgerlichen Programmen blieb stets im Vordergrund. Was aber nun hinzukam, war die sprachlich-nationale Untermauerung, die vor allem vom Bildungsbürgertum getragen wurde. Im Mittelpunkt stand die Besinnung auf die gemeinsame Sprache, die die nicht-deutschsprachigen Länder der Monarchie vom zentralistischen Wien abgrenzte.<sup>59</sup> Ernst Bruckmüller bringt diese neu entstandene Thematik des Nationalbewusstseins folgendermaßen auf den Punkt:

---

<sup>56</sup> Vgl. Bibl, Niederösterreichische Stände. S. 28-29.

<sup>57</sup> Vgl. Bruckmüller, Österreichische Revolution von 1848. S. 3-4.

<sup>58</sup> Vgl. Jiří Klabouch: Die Gemeindeselbstverwaltung in Österreich 1848-1918. Wien: Verl. f. Geschichte u. Politik 1968. (Österreich Archiv). S. 13.

<sup>59</sup> Vgl. Bruckmüller, Österreichische Revolution von 1848. S. 4-5.

Gemeinsame Sprache, gemeinsame Geschichte und gemeinsame Kultur wurden die neuen Symbole, die nicht mehr ‚Böhmen‘ von ‚Mähren‘, oder ‚Österreicher‘ von ‚Steirern‘ trennten, sondern ‚Tschechen‘ von ‚Deutschen‘, ‚Slowenen‘ von ‚Italienern‘, ‚Polen‘ von ‚Ruthenen‘.<sup>60</sup>

Die Entstehung des Nationalbewusstseins begründet sich also vorrangig in der gemeinsamen Sprache einer Gruppe und bedeutet auch eine Bewusstwerdung bzw. Bewusstmachung des kollektiven Gedächtnisses. Der Begriff des *kollektiven Gedächtnisses* wurde von Maurice Halbwachs geprägt, der in den gemeinsamen Erinnerungen das wichtigste Bindemittel sieht. Das kollektive Gedächtnis vereint spezifische Gegebenheiten einer Zeit und ist somit identitätsstiftend. Es besteht so lange, bis sich die tragende Gruppe auflöst oder sich etwa Veränderungen durch die Politik, die auf die Zustimmung der Bevölkerung angewiesen ist, ergeben und ein neues kollektives Gedächtnis gebildet wird.<sup>61</sup>

Die nationale Frage entbrannte in jener Zeit zum ersten Mal am heftigsten. Neben den Ungarn waren es vor allem die Tschechen, die um Anerkennung kämpften. Da aufgrund des Handlungsschauplatzes der in dieser Arbeit untersuchten Novellen, die tschechischen Nationalbewegungen relevant sind, werde ich nur auf diese kurz eingehen. Das kollektive Gedächtnis fand sich für die tschechischsprachigen Bewohner der böhmischen Länder – neben der Sprache – im jahrhundertlang immer wieder aufgegriffenen Freiheitskampf der demokratischen Slawen gegen die feudalistisch geprägten Deutschen. Darin sahen sie den Beweis bzw. die Rechtfertigung, dass die tschechischsprachige Gruppe der Monarchie als eigenständiges Volk zu betrachten war. Ein Konzept dahingehend war der Panslawismus, der alle slawischsprachigen Teile des Habsburgerreiches vereinen sollte. Für die deutschsprachigen Herrscher wäre das eine Katastrophe gewesen. Die Slawen waren nämlich zahlenmäßig die größte Gruppe, wodurch die Idee des Panslawismus höchstwahrscheinlich den Zerfall des Reiches zur Folge gehabt hätte. Ein weiteres Problem ergab sich aus der Tatsache, dass die Tschechen dann unter russische Herrschaft geraten wären, was der Mehrheit ebenfalls widerstrebte. Es war also keine nennenswerte Lösung in Sicht. Slawischer Zusammenschluss unter russischer Herrschaft wurde abgelehnt, tschechische Vereinigung mit Österreich innerhalb des Deutschen Bundes – eine Entscheidung, der sich Österreich damals

---

<sup>60</sup> Bruckmüller, Österreichische Revolution von 1848. S. 5.

<sup>61</sup> Vgl. Aleida Assmann: Funktionsgedächtnis und Speichergedächtnis – Zwei Modi der Erinnerung. In: Dabag, Mihran / Platt, Kristin (Hg.): Generation und Gedächtnis. Erinnerungen und kollektive Identitäten. Opladen: Leske+Budrich 1995. S. 169-185, S. 173-174.

stellen musste – war auch inakzeptabel,<sup>62</sup> da das Deutsche Reich als deutscher Nationalstaat gedacht war, das heißt, dass nur die reichszugehörigen Länder der Monarchie hier Platz gehabt hätten, was wiederum zum Untergang des Habsburgerreiches geführt hätte.<sup>63</sup>

Als bedeutender Verfechter nationaler tschechischer Identität gilt František Palacký, der eine vollkommene Loslösung vom Habsburgerreich ablehnte, weil er sonst die kleinen Völker Mitteleuropas bedroht sah. Eine multinationale Monarchie stellte für ihn den Garant des Fortbestehens der Tschechen dar, die Donau wird dabei zum verbindenden Symbol:

Sie wissen, daß der Südosten von Europa, die Grenzen des russischen Reiches entlang, von mehreren in Abstammung, Sprache, Geschichte und Gesittung merklich verschiedenen Völkern bewohnt wird – Slaven, Wallachen, Magyaren und Deutschen, um der Griechen, Türken und Skipetaren nicht zu gedenken –, von welchen keines für sich allein mächtig genug ist, dem übermächtigen Nachbarn im Osten in alle Zukunft erfolgreichen Widerstand zu leisten; das können sie nur dann, wenn ein einiges und festes Band sie alle miteinander vereinigt. Die wahre Lebensader dieses nothwendigen Völkervereines ist die Donau; seine Centralgewalt darf sich daher von diesem Strome nicht weit entfernen, wenn sie überhaupt wirksam sein und bleiben will.<sup>64</sup>

Auch wenn sich manche Tschechen letztendlich für die Monarchie einsetzten, trat die Idee eines slawischen Österreichs – sehr zum Missfallen der Regierung – immer mehr in den Vordergrund. Eine slawische Vormachtstellung konnte nicht akzeptiert werden. Als es schließlich zum Aufstand der Kleinbürger, Handwerker und Studenten in Prag kam, drohte der Kaiser mit militärischer Gewalt und beendete somit fürs Erste die tschechische Reformbewegung.<sup>65</sup>

### **3.2.3. Die Folgen**

Das Revolutionsjahr 1848 brachte zwar Änderungen, wenngleich der Modernisierungsprozess bzw. die Umsetzung der Forderungen nur in eingeschränktem Ausmaß erfolgte. Denn die Angst vor dem Zerfall der Monarchie war auf allen Seiten zu groß. Auch das Bürgertum konnte dies nicht verantworten. Damit überhaupt etwas durchgesetzt werden konnte, kam es schließlich zum Zusammenschluss der bürgerlichen Schicht mit den adeligen Ständen.

---

<sup>62</sup> Vgl. Helmut Rumpel: Eine Chance für Mitteleuropa. Bürgerliche Emanzipation und Staatsverfall in der Habsburgermonarchie. Wien: Ueberreuter 2005. (Österreichische Geschichte 1804-1914). S. 187, 296.

<sup>63</sup> Ebd. S. 310.

<sup>64</sup> Ebd. S. 293-294.

<sup>65</sup> Vgl. ebd. S. 293-296.

Bereits die Märzrevolution brachte die Aufhebung der Zensur und somit Pressefreiheit. Außerdem kam es zum Rücktritt des Staatskanzlers Fürst Metternich, der mit seinem konservativen Regierungsstil zum Feindbild der liberalen Bewegungen wurde.<sup>66</sup> Die Forderung nach Abschaffung der feudalen Lasten konnte ebenso durchgesetzt werden. Im September jenes Jahres wurde sowohl die Grunduntertänigkeit als auch das schutzbürgerliche Verhältnis aufgehoben. Infolgedessen ging nun das von den Bauern bewirtschaftete Ackerland in ihr volles Eigentum über. Die Verantwortlichkeiten der Grundherren, denen meist nur der Waldbesitz blieb, übernahm der Staat. Die Untertanen mussten auch keine Geld- und Naturalabgaben mehr leisten, jedoch war eine Grundablösung an die Grundherren zu entrichten, die zur Hälfte über öffentliche Steuereinnahmen durch die Gemeinden finanziert wurde.<sup>67</sup>

Zur nationalen Frage lässt sich schlussendlich sagen, dass die Länder der Monarchie unterschiedliche Ziele für ihre nationalen Bestrebungen hatten. Italien und Polen wollten staatliche Unabhängigkeit erlangen, Ungarn sowie zum Teil Böhmen hingegen weitgehende Selbstständigkeit und Slowenien sogar nationale Einigung unter Habsburg. Die deutschsprachigen Stände, wie Tirol und Salzburg setzten sich wiederum einfach für vermehrte Landesautonomie ein. Ein deutsches Bewusstsein, das heißt dem deutschen Bund anzugehören, entwickelte sich im Gegensatz dazu am ehesten im Wiener Bürgertum.<sup>68</sup> Dafür gab es die unterschiedlichsten Konzepte, wie bereits erläutert beispielsweise eine „kleindeutsche“ bzw. „großdeutsche“ Lösung. Erstere sollte unter Führung Preußens, was eben einen Ausschluss Österreichs bedeutete, stattfinden, letztere sollte eine Vereinigung der Länder unter Führung Österreichs sein. Die österreichische Regierung lehnte diese Varianten jedoch ab und versuchte die nationalen Bewegungen innerhalb des eigenen Landes gewalttätig niederzuschlagen. So wurde das aufkommende Nationalitätenproblem vorerst vertagt.<sup>69</sup>

---

<sup>66</sup> Vgl. Roman Sandgruber: Illustrierte Geschichte Österreichs. Epochen Menschen Leistungen. Wien: Pichler 2000. S. 177, 191.

<sup>67</sup> Peter Csendes: Das Ende der Grunduntertänigkeit. In: Ders. (Hg.): Das Zeitalter Kaiser Franz Josephs I. Österreich 1848-1918. Wien: Christian Brandstätter Verl. & Ed. 1989. S. 22.

<sup>68</sup> Vgl. Bruckmüller, Österreichische Revolution von 1848. S. 5.

<sup>69</sup> Vgl. Rumpler, Chance für Mitteleuropa. S. 293-296.

### 3.3. Mähren

Dieser Absatz beschäftigt sich mit Mähren als Handlungsort der Novellen. Die Region Mähren war stets ein bedeutender Teil der Monarchie und blieb für diese vor allem aus ökonomischer Sicht über Jahrzehnte hinweg interessant. Nicht ohne Grund bezeichnete Erzherzog Rudolf in seinem „Kronprinzenwerk“ Mähren als „eine der fleißigsten und leistungsfähigsten Werkstätten des [Habsburger-]Reiches.“<sup>70</sup> Aber auch in der Literatur, der deutsch- wie tschechischsprachigen, findet sich die mährische Region häufig thematisiert wieder.

#### 3.3.1. böhmisch – mährisch – tschechisch?

Zu klären sind vorab die verschiedenen Begriffe, mit denen diese Region bezeichnet wird. Böhmen, Mähren, Tschechien – wo liegt hier der Unterschied?

Mähren kam als Teil der böhmischen Krone im Jahr 1620 durch die Niederlage in der Schlacht am Weißen Berg endgültig unter Wiener Zentralverwaltung. Mähren mit dem Zentrum Brno und Böhmen mit dem Zentrum Prag bildeten zusammen die böhmische Krone. Die Bevölkerung setzte sich aus deutsch- und tschechischsprachigen Personen zusammen. Wobei im 18. und auch noch am Beginn des 19. Jahrhunderts ein böhmischer Landespatriotismus sowohl Deutsch- als auch Tschechischsprachige implizierte.<sup>71</sup>

Das Wort „böhmisch“ war demnach übergeordnet und beide Gebiete umfassend. Aus diesem Grund kam es mit der Zeit zu Überlegungen, was nun unter *böhmisch* bzw. *tschechisch* verstanden wird. Zunächst ist dazu anzumerken, dass es die Unterscheidung *böhmisch* und *tschechisch* im Deutschen gibt, im Tschechischen jedoch nicht. Hier steht *čech* bzw. *český* einerseits für Land und Staat Böhmen, andererseits auch für die Sprache und die tschechische Bevölkerung, wie Helmut Rumpler feststellte: „Wenn böhmische Patrioten von Böhmen sprachen, meinten sie zunächst noch das Land, in dem die deutsche und tschechische Sprache gleichberechtigt nebeneinander geduldet waren.“<sup>72</sup> Diesem Gedanken folgend, etablierten sich ab der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts einige Schriften zum

---

<sup>70</sup> Max Hoenig / Otto Lecher: Gewerbe, Industrie und Verkehr [in Mähren]. In: Zintzen, Christiane (Hg.): Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild: aus dem "Kronprinzenwerk" des Erzherzog Rudolf. Wien u.a.: Böhlau 1999. (Literaturgeschichte in Studien und Quellen 3). S. 158.

<sup>71</sup> Vgl. Komlosy, Innere Peripherien. S. 6.

<sup>72</sup> Rumpler, Chance für Mitteleuropa. S. 179.

Thema der tschechischen Sprache und deren Gebrauch. Anstoß dafür waren erste Bibelübersetzungen ins Tschechische, was dieser Sprache neues Ansehen verlieh. Bislang war Tschechisch, das vom Deutschen und Lateinischen verdrängt wurde, nur mehr von der unteren Schicht der Bevölkerung gesprochen worden. Gegen Ende des Jahrhunderts entwickelte sich der Begriff „böhmisch“ schließlich dahingehend, dass damit „tschechisch“ gemeint war. Einer der ersten Verfechter dieser Auffassung war Franz Josef Graf Kinsky, der meinte: „Der »Böhme« soll »böhmisch« als Muttersprache haben.“<sup>73</sup> Schließlich war die Sprache des tschechischen Adels dann auch wieder Tschechisch, trotzdem bezeichnete sich niemand als „Čeche“, sondern noch als „Böhme“. Was der tschechischsprachigen Bevölkerung allerdings zur beweisbaren Gleichwertigkeit ihrer Sprache gegen die deutsche fehlte, war ein umfangreiches, altes historisch-wertvolles Sprachdokument.<sup>74</sup>

Der Begriff „tschechisch“ setzte sich somit in Bezug auf die Sprache erst gegen Ende des 19. Jahrhunderts anstelle von „böhmisch“ durch. Unter „mährisch“ wurde hingegen der Bezug zur Region als Wohn- und Lebensort verstanden. Welche Sprachgruppen sich nun aber einer „mährischen“ Identität zuordneten, soll im nächsten Punkt erläutert werden.

### **3.3.2. Die sprachliche Situation**

Die Sprachgrenzen in Mähren, besonders im südlichen Teil, verliefen weitgehend streng, das heißt, es gab kein zweisprachiges Übergangsgebiet. War die Alltagssprache in einem Ort Deutsch, konnte die Sprache im Nachbarort Tschechisch sein. Zugezogene der jeweils anderen Sprache eigneten sich die Ortssprache jedoch soweit an, dass zumindest eine Alltagskommunikation möglich war.

Die Zweisprachigkeit unter der bäuerlichen Bevölkerung war in Mähren wenig verbreitet. Nur Kinder wohlhabender Bauern erhielten manchmal die Möglichkeit in einer anderssprachigen Familie Tschechisch- bzw. Deutschkenntnisse zu erwerben. Mitglieder der ärmeren Schichten, die zum Beispiel als Dienstboten oder durch Heirat in anderssprachige Orte kamen, mussten somit erst im Erwachsenenalter die

---

<sup>73</sup> Rumpler, Chance für Mitteleuropa. S. 179.

<sup>74</sup> Vgl. ebd. S. 179-183.

Zweitsprache lernen.<sup>75</sup> So betrug 1880 der Anteil der Tschechischsprachigen in den ländlichen Gebieten Mährens über 70 % der Bevölkerung.<sup>76</sup>

Die Sprache der adeligen Stände war wie in den restlichen Gebieten der Monarchie der Vormoderne vorwiegend Deutsch und Französisch. Marie von Ebner-Eschenbach, die in Mähren aufwuchs, sprach Deutsch, Französisch, aber auch Tschechisch. Tschechisch konnte sie sich durch ihr tschechischsprachiges Kindermädchen aneignen.<sup>77</sup>

Die Sprachsituation war demnach bis zum Aufkommen des Nationalitätenbewusstseins relativ entspannt. 1867 kam es zur Nationalitätengesetzgebung, in der vereinbart wurde, dass alle landesüblichen Sprachen auch im Unterrichtswesen gleichberechtigt sind. Dadurch wurden nach und nach Maßnahmen getroffen, die von „Minderheitenschulen“ bis zu „Sprachzwangsgesetzen“ reichten. In Mähren war im Vergleich zu Böhmen die Umsetzung dieser Maßnahmen aber eher gering ausgeprägt. In dieser mit ihrer Landbevölkerung ökonomisch starken Region war die Nationalitätenfrage bis in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts kaum ein Problem: „Man sah sich primär als Untertanen des Monarchen und der unmittelbaren Herrschaft, zu der bis 1848 ein allumfassendes Abhängigkeitsverhältnis bestand, und war sich, wenn überhaupt, nur eines sprachlichen Unterschieds zu anderen Landesbewohnern bewusst.“<sup>78</sup> Identitätsbildend war somit die Zugehörigkeit zur Monarchie und nicht zu einer nationalen Gruppe. Die Verbundenheit zur Region war bei beiden Sprachgruppen vorhanden. Es gab eine „tschechischmährische“ Identität als auch eine „deutschmährische“. In dieser Zeit, bis zum Ende des 19. Jahrhunderts, oblag es noch der Entscheidung jedes Einzelnen, welchem nationalen Bekenntnis er sich zuwandte. Dies war vor allem im Schulbereich notwendig, zum Beispiel für die Wahl in Ortsschulräte, wobei es auch zum Bekenntnis zu beiden Nationalitäten kam. Das wurde jedoch von der Verwaltung verboten, man musste sich für eine Nationalität entscheiden. Mit der Zeit führte der Sprachenkampf schließlich zum mährischen Ausgleich im Jahr 1905, der durch das schon angesprochene eher gering ausgeprägte kämpferische Verhalten deutsch- und tschechischsprachiger Abgeordneter möglich war. Trotzdem waren die Konflikte zu groß und es kam somit zur Änderung von Schul- und Sprachengesetzen, die in erster Linie die behördliche Verwaltung betrafen. Es war

---

<sup>75</sup> Vgl. Renée Christine Fürst: Deutsch(e) in Südmähren. Historische Hintergründe, aktuelle Situation, dialektale Merkmale. Regensburg: Ed. Vulpes 2005. (Regensburger Dialektforum 6). S. 31-32.

<sup>76</sup> Vgl. Monika Glettler: Die Tschechen in Österreich. In: Csendes, Peter (Hg.): Das Zeitalter Kaiser Franz Josephs I. Österreich 1848-1918. Wien: Christian Brandstätter Verl. & Ed. 1989. S. 248-250, S. 249.

<sup>77</sup> Vgl. Johannes Klein: Nachwort. In: Marie von Ebner-Eschenbach: Das Gemeindegeld. Novellen / Aphorismen. München: Winkler-Verl. 1956. S. 955-991.

<sup>78</sup> Fürst, Deutsch(e) in Südmähren. S. 34.



nun nicht mehr einzig und allein die Sache jedes Einzelnen, zu welcher Nation er sich zuordnete, sondern die der Behörde.<sup>79</sup>

Die Bewohner Mährens konnten sich also unterschiedlicher identitätsbildender Konzepte bedienen: auf sprachlicher Ebene – *deutsch* oder *tschechisch*, auf regionaler Ebene – *mährisch* und zunächst auch noch *böhmisch*. Darüber hinausgehend, auf der einen Seite, wenn sie tschechischsprachig waren *böhmisch* sowie in einem transnationalen Konzept *slawisch*. Auf der anderen Seite verstanden sich jene Bewohner, die deutschsprachig waren als *deutschnational* oder *österreichisch*.

### 3.3.3. Die ökonomische Situation

In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts kam es zu einer Verlagerung des ökonomischen Zentrums von den österreichischen Ländern zu Gunsten der böhmischen. Mähren war als Produktionsstandort beispielsweise für die Textilindustrie bedeutend, aber auch für die Eisenerzeugung aufgrund des hohen phosphorhaltigen Eisenvorkommens.<sup>80</sup> Außerdem waren in Böhmen und Mähren die obrigkeitlichen Rechte in der vormodernen Zeit vor allem im Vergleich zum angrenzenden Niederösterreich noch viel stärker verankert. Ein weiterer Vorteil lag darin, dass der Anteil der Bevölkerung am Land in den böhmischen und mährischen Gebieten höher war als in Niederösterreich, wo deshalb verstärkt Tagelöhner eingesetzt werden mussten. Die Naturalabgaben und Dienste konnten von den Grundbesitzern auch nicht in strengem Ausmaß eingefordert werden, denn sie hatten gar nicht die gesetzliche Macht dazu. In Niederösterreich – und damit bildete dieses Land innerhalb der Monarchie die Ausnahme – gab es nämlich keine Exekutionsordnung.<sup>81</sup>

Das periphere Mähren konnte so seinen Nutzen für das Habsburgerreich sichern. Wie auch in anderen Regionen kam es aufgrund wirtschaftlicher Veränderungen gegen Ende des 19. Jahrhunderts immer mehr zur Migration vom Land in die Städte. Durch die geographische Lage wurde besonders Wien für viele Bewohner Mährens zur bevorzugten Auswanderungsstadt.<sup>82</sup>

---

<sup>79</sup> Vgl. Fürst, Deutsch(e) in Südmähren. S. 34-47.

<sup>80</sup> Vgl. Komlosy, Innere Peripherien. S. 3.

<sup>81</sup> Vgl. Bibl, Niederösterreichische Stände. S. 106-107.

<sup>82</sup> Vgl. Komlosy, Innere Peripherien. S. 5.

## 4. Theoretischer Kontext

### 4.1. Konstruktion von Differenz

Der Begriff der *Differenz* findet sich sowohl in sprachtheoretischer, philosophischer als auch soziologischer Forschung.<sup>83</sup> Differenz wurde ausgehend mit Ferdinand de Saussures Definition der Sprache als *System der Differenz* zu einem der Schlüsselbegriffe in der Literaturtheorie. Der Strukturalist Saussure verstand Differenzen als binäre Oppositionen, wobei sprachliche Teile durch andersartige Teile ersetzt werden können, wenn diese demselben Bedeutungssystem angehören. Denn „jedes Zeichen ist nur das, «was das andere nicht ist»“<sup>84</sup>. Aufbauend darauf wird in den postkolonialen Theorien, die der Textanalyse dieser Arbeit zugrunde liegen, Differenz im Rahmen von Identitätskonstruktionen zu einem bedeutenden Moment. Auch für den politischen Kontext ist dies nicht als unwesentlich zu betrachten, stellen sich doch postkoloniale Theoretiker und Theoretikerinnen gegen das Konzept der *diversity*, ein vorherrschendes Paradigma der 1990er. Demnach wird die kulturelle Verschiedenheit von einer dominanten Kultur festgelegt. Die kulturellen Differenzen (Sprache, Geschlecht, Religion, Klasse, Hautfarbe)<sup>85</sup> beeinflussen sich jedoch gegenseitig und auch innerhalb der dominanten Kultur kommt es zu Brüchen und Differenzen.<sup>86</sup>

Entscheidend ist, dass ein Subjekt bzw. Objekt erst als solches erkannt wird, indem es sich von etwas Anderem unterscheidet. Somit bleibt es ambivalent und differenziert, das heißt, es hat keine eindeutige, feste Bedeutung. Die Bedeutung entsteht demnach nur über die Beziehung zu oder der Unterscheidung – der Differenz – von etwas.<sup>87</sup> Mitgedacht muss hier auch die Möglichkeit der Differenzen von Differenzen werden. Denn Manches erscheint fremder als Anderes, es kommt zu einer Skalierung des Fremden. Weder in der eigenen noch in anderen Kulturen ist das Andere stets dasselbe. Daraus folgt auch, dass der Fremde nicht zwingend der Andere ist. Nach Hegel sind der spätere Herr und Knecht zunächst ebenbürtig. Hier ist auch kein Platz für verschiedene Differenzen vorgesehen. Es gibt somit nur eine Form der

---

<sup>83</sup> Vgl. Achim Landwehr: Kulturgeschichte. Stuttgart: utb 2009. S. 125.

<sup>84</sup> Vladimir Biti: Literatur- und Kulturtheorie. Ein Handbuch gegenwärtiger Begriffe. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verl. 2001. (rowohlt's enzyklopädie 55631). S. 160.

<sup>85</sup> Wolfgang Müller-Funk: Kakanien revisited. Über das Verhältnis von Herrschaft und Kultur. In: Ders. / Plener, Peter u.a. (Hg.): Kakanien revisited. Das Eigene und das Fremde (in) der österreichisch-ungarischen Monarchie. Tübingen: Francke 2002. (Kultur – Herrschaft – Differenz 1). S. 14-32, S. 25.

<sup>86</sup> Vgl. Biti, Literatur- und Kulturtheorie. S. 159-163.

<sup>87</sup> Vgl. Landwehr, Kulturgeschichte. S. 125.

Unterlegenheit. In unserer gegenwärtigen Gesellschaft findet sich jedoch eine Vielzahl von Fremdheit, die dem singulären Eigenen gegenübersteht, so erscheint zum Beispiel aus europäischer Sicht die USA weniger fremd als etwa der Nahe Osten.<sup>88</sup>

Hegels Herr-Knecht-Dialektik liegt zahlreichen Ansätzen betreffend Differenzkonstruktionen zugrunde. Seine Herr-Knecht-Darstellung basiert auf dem Kampf von Mensch zu Mensch um Anerkennung, der auf Leben und Tod ausgetragen wird – mit dem Ergebnis, dass der Überlegene die Konfrontation als Herr verlässt, der Andere als Knecht. Herr und Knecht definiert Hegel „als zwei entgegengesetzte Gestalten des Bewußtseins; die eine das selbständige, welchem das Fürsichsein, die andere das unselbständige, dem das Leben oder das Sein für ein Anderes das Wesen ist; jenes ist der *Herr*, dies der *Knecht*“<sup>89</sup>. Der Knecht arbeitet in der Folge – um zu überleben – als Unterlegener für den Herrn, das „Fürsichsein“ des Knechts besteht im Dienen. Wichtig an diesem dialektischen Verhältnis ist, dass der Herr nur durch die Anerkennung seines Knechts Herr ist und der Knecht wiederum nur Knecht ist, indem ihn der Herr als solchen anerkennt.<sup>90</sup> Die Differenz wird somit von beiden Seiten akzeptiert und begründet sich auf der Unselbständigkeit, die dem Knecht zugesprochen wird. Der Herr zwingt ihn zur Arbeit, macht ihn aber gerade dadurch selbständig. Denn es ist der Knecht, der weiß, wie die Natur zu bearbeiten ist (z.B. durch Ackerbau), um sein Überleben zu sichern. Der Herr verfügt über diese Kenntnisse nicht und ist dadurch vom Knecht abhängig. Er macht sich so selbst zum Knecht des Knechtes. Dies bedeutet jedoch nicht, dass der Herr nun unselbstständig wird. Das Abhängigkeitsverhältnis bleibt stets ein verdrängtes und tritt nicht an die Oberfläche, solange die Anerkennung aufrecht bleibt. Der Überlegene scheint über mehr Wissen und Macht zu verfügen, es ist jedoch der Knecht, der vom Unselbständigen durch das Arbeiten bzw. Dienen zum Selbständigen wird. Selbständigkeit führt aber nun nicht zur Loslösung vom Herrn. Der Knecht erlangt nicht im liberalistischen Sinne Freiheit, sondern auf abstrakter Ebene. Die Freiheit liegt nach Hegel in der Freiheit des Denkens. Der Knecht verfügt darüber, indem er arbeitet und somit selbständig für sein Überleben sorgen kann. Dem Herrn bleibt dies verschlossen.<sup>91</sup> So stellt Freiheit für Hegel die funktionierende Vermittlung zwischen Individuum und Gesellschaft dar. Das Bewusstsein, dass alle Menschen frei sind,

---

<sup>88</sup> Vgl. Wolfgang Müller-Funk: Das Eigene und das Andere / Der, die, das Fremde. Zur Begriffserklärung nach Hegel, Levinas, Kristeva, Waldenfels. In: Kakanien revisited 2002. <http://www.kakanien.ac.at/beitr/theorie/WMueller-Funk2.pdf> [Zugriff: 21.10.2009]

<sup>89</sup> Georg W. F. Hegel: Phänomenologie des Geistes. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1974. (Theorie Werkausgabe). S. 150.

<sup>90</sup> Vgl. ebd. S. 148-153.

<sup>91</sup> Vgl. Herbert Schnädelbach: G.W.F. Hegel zur Einführung. Hamburg: Junius 1999. S. 64-66.

entwickelte sich in Europa erst mit der Französischen Revolution. Hegel nimmt hier – seiner Zeit entsprechend – eine eurozentrische Sicht ein, wenn er behauptet, dass die Entwicklung des Freiheitsbegriffs von Ost nach West, mit Europa als Endpunkt, erfolgte.<sup>92</sup>

Der zentrale Punkt in Hegels Herr-Knecht-Dialektik ist Anerkennung. Da Hegel Erkenntnis bzw. Wissen als Ganzes begreift, erfolgt das Selbstverständnis des Individuums nur im Verhältnis zum Anderen. Das Gute ist nicht ohne das Böse vorstellbar oder das Leben nicht ohne den Tod. Das Selbstbewusstsein existiert dabei aufgrund der Anerkennung der Gesellschaft, was gleichzeitig ebenso eine Wertung bedeutet.<sup>93</sup> So ist auch die gegenseitige Anerkennung zwischen Herr und Knecht – zwischen dem Machtausübenden und dem Machtunterlegenen – die Grundlage für jede Art von politischer Macht. Verlieren die Herrscher ihre Autorität, den Rückhalt ihrer Untertanen, ist ihre Macht stark gefährdet, bis sie womöglich auch gar nicht mehr vorhanden ist und es zur Umkehrung des Machtverhältnisses kommt. Anerkennung ist also nicht erzwingbar.<sup>94</sup> Gerade in der Kolonialpolitik wird diese Thematik deutlich, wobei hier die Herrschaftsverhältnisse nach Catherine Hall über die zwei Akteure – Herr und Knecht – hinausgehen. Es bildete sich ein „hierarchisches Geflecht von Abhängigkeiten und Stratifikationen“<sup>95</sup>, unter anderem bestehend aus Vertretern der Kolonialmacht, den unausgebildeten (z.B. Sklaven) und ausgebildeten Arbeitskräften (z.B. indigene Verwaltungsangestellte) sowie den europäischen Missionarsgesellschaften.<sup>96</sup> Den Kolonisierten sollte im Zuge dessen nur in bestimmtem Ausmaß spezifisches Wissen, am Nutzen der Kolonialmacht gemessen, übermittelt werden. Die Angst vor einer Umkehrung oder Enttarnung autoritärer Strukturen war zu groß, der Wissenstransfer war damit stets gesteuert. Die Erzwingung von Anerkennung, die im Kolonialismus durch Gewalt erfolgte, blieb nicht bestehen. So ergibt sich wirkliche Anerkennung nach Hegel auch nur unter gleichberechtigt freien Wesen: „Sie *anerkennen* sich als *gegenseitig sich anerkennend*.“<sup>97</sup>

---

<sup>92</sup> Vgl. Reiner Ruffing: Philosophie. Paderborn: utb 2006. S. 60-61.

<sup>93</sup> Vgl. ebd. S. 186.

<sup>94</sup> Vgl. Niels Gilje / Gunnar Skirbekk: Geschichte der Philosophie. Eine Einführung in die europäische Philosophiegeschichte. Bd. 2. Frankfurt: Suhrkamp 1993.

<sup>95</sup> Wolfgang Müller-Funk / Birgit Wagner: Diskurse des Postkolonialen in Europa. In: Dies. (Hg.): Eigene und andere Fremde. »Postkoloniale« Konflikte im europäischen Kontext. Wien: Turia + Kant 2005. (Kultur.Wissenschaften 8.4). S. 9-27, S. 12.

<sup>96</sup> Vgl. ebd. S. 12.

<sup>97</sup> Hegel, Phänomenologie des Geistes. S. 147. [Kursivsetzung im Original]

## 4.2. Die postkolonialen Theorien

Die postkolonialen Theorien umfassen unterschiedliche literaturtheoretische Ansätze, die sich aufgrund der Abweichungen in Bezug auf die Untersuchungsgegenstände oder die theoretischen Vorbilder ergeben. Dies deuten vor allem die differenten Bezeichnungen an, die in der englisch- als auch der deutschsprachigen Forschung auftreten, zum Beispiel *Postcolonial Criticism*, *postkoloniale Theorie* oder *postkoloniale Literaturkritik*. Um diese Diversität bewusst zu machen, wird der Plural verwendet und von postkolonialen Literaturtheorien gesprochen. Historisch gesehen wird unter postkolonial die Periode nach der europäischen Kolonialherrschaft mit dem Ende des Zweiten Weltkriegs bezeichnet. Da der Einfluss der kolonialen Mächte auf ihre einstigen Kolonien dennoch in gewissem Ausmaß fortbestand, muss der Begriff in einem weiteren Sinn auch noch die koloniale Zeit einbeziehen. Somit interessieren sich die postkolonialen Theorien für die Strukturen in der Kolonialzeit sowie auch für die Veränderungen, die das Ende dieser Zeit hervorrief. Solch eine Veränderung ist beispielsweise die Migration von den ehemaligen Kolonien in die Zentren Europas.<sup>98</sup>

### 4.2.1. Koloniale Diskursanalyse

Eine der bedeutendsten Grundlagen der postkolonialen Literaturtheorien ist die Methode der kolonialen Diskursanalyse, die sich dadurch auszeichnet, dass sie nicht nur die ökonomische Seite des Kolonialismus, sondern auch die kulturellen Aspekte untersucht. Im Blickwinkel der Betrachtung stehen demnach ebenso die verschiedensten Ausprägungen kolonialer Repräsentation, beispielsweise die Untersuchung von Wissen und Macht nach Michel Foucault. Texten kommt in dieser Diskursanalyse eine essentielle Funktion zu.<sup>99</sup> Edward Saids Herausbildung des Orientalismus-Begriffs – er ist neben Homi K. Bhabha und Gayatri Chakravorty Spivak der bedeutendste Vertreter der postkolonialen Theorien – nahm ihren Anfang über die Analyse einiger Texte, die von westlichen Autoren verfasst wurden. Er beschäftigte sich mit der Sprache und dem Inhalt von politischen Schriften bis zu Reiseberichten. Da Said Literaturwissenschaftler war, fand seine Theorie zunächst in den Cultural Studies besonderen Anklang und etablierte sich schließlich auch in der

---

<sup>98</sup> Vgl. Beate Burtscher-Bechter: Diskursanalytisch-kontextuelle Theorien. In: Sexl, Martin (Hg.): Einführung in die Literaturtheorie. Wien: WUV 2004. S. 256-286, S. 276-279.

<sup>99</sup> Vgl. María Do Mar Castro Varela / Nikita Dhawan: Postkoloniale Theorie. Eine kritische Einführung. Bielefeld: transcript 2005. (Cultural Studies 12). S. 24.

deutschsprachigen Kultur- und Literaturwissenschaft.<sup>100</sup> Literatur versteht sich in diesem Diskurs aber stets interdisziplinär. Die Untersuchung funktioniert hier nicht ohne die Geschichte oder die Sozialwissenschaften. Der Text wird mit seinem Kontext untrennbar verknüpft, sodass Repräsentationspraktiken und Machtstrategien sichtbar gemacht werden.<sup>101</sup> Die postkolonialen Literaturtheorien stellen sich unter anderem gegen den universellen Blick der Kolonialliteratur des Westens und zeigen somit seine Grenzen auf. Sie behandeln Fragen der Unterschiede aber auch der Überschneidungen zwischen Kulturen und wie diese in literarischen Werken aufzufinden sind. Ein zentraler Punkt liegt darin, dass hier eine Perspektive entwickelt wird, die sich nicht nur auf postkoloniale Literatur anwenden lässt, sondern auch unter dem Aspekt, dass das „Anderssein“ als Chance auf Horizonterweiterung gilt – die Welt aus einem anderen, fremden Blickwinkel zu sehen.<sup>102</sup>

Kulturwissenschaftliche Fragestellungen rücken dadurch ins Arbeitsfeld der Geisteswissenschaften und bedeuten einen Mehrwert für diese. So werden neue Interpretationsansätze aufgerissen, die der Literaturwissenschaft zur Interdisziplinarität verhelfen. Umgekehrt bedient sich ebenso die Kulturwissenschaft der Textanalyse. Somit ist das Verhältnis von Kultur- und Literaturwissenschaft schon immer ein enges gewesen: „Keine Filmgeschichte ohne Literaturgeschichte. Kein Wörterbuch der Ästhetik ohne die theoretische Wertschöpfung im literarischen Werk.“<sup>103</sup> Die beiden Disziplinen stellen also keine Konkurrenz dar, im Gegenteil – sie können voneinander profitieren.<sup>104</sup>

#### **4.2.2. Schlüsselbegriffe**

In der Forschung etablierten sich nun Konzepte rund um Identität, Macht oder Pluralität. Identität wurde im postmodernen kulturwissenschaftlichen Paradigma zum Schlüsselbegriff. Das Konzept der Identität umfasst die kollektive genauso wie die individuelle Identität, bezieht sich folglich auf einzelne Subjekte, aber auch auf Ethnien bzw. Nationen. Die Konstruktion von Identität erfolgt aufgrund der Abgrenzung des

---

<sup>100</sup> Vgl. Peter Barry: Postcolonial Criticism. In: Ders.: Beginning Theory. An Introduction to Literary and Cultural Theory. Manchester, New York: Manchester Univ. Press 2002. S. 192-202, S. 199.

<sup>101</sup> Vgl. Castro/Dhawan, Postkoloniale Theorie. S. 24-25.

<sup>102</sup> Vgl. Barry, Postcolonial Criticism. S. 199.

<sup>103</sup> Klaus R. Scherpe: Kulturwissenschaftliche Motivationen für die Literaturwissenschaft. In: Müller-Funk, Wolfgang / Plener, Peter u.a. (Hg.): Kakanien revisited. Das Eigene und das Fremde (in) der österreichisch-ungarischen Monarchie. Tübingen: Francke 2002. (Kultur – Herrschaft – Differenz 1). S. 3-13, S. 3.

<sup>104</sup> Vgl. ebd. S. 3-6.

Einen zum Anderen. Eine Abgrenzung – Differenz – kann nur bestehen, indem sie im Gegensatz zu etwas erfolgt. Nach Stuart Hall mit Butler und Derrida sind

Identitäten vor allem auf der Grundlage von Differenz konstruiert und nicht jenseits von ihr [...] Dies hat die radikale und beunruhigende Erkenntnis zur Folge, dass die >positive< Bedeutung jeder Bezeichnung – und somit >Identität< – nur über die Beziehung zum Anderen, in Beziehung zu dem, was sie nicht ist, zu gerade dem was von ihr ausgelassen ist, konstruiert werden kann; in Beziehung zu dem, was das konstitutive Außen genannt wurde.<sup>105</sup>

Das konstitutive Außen, das nicht als Teil des Diskurses greifbar scheint, spielt aber gerade deswegen eine essentielle Rolle, denn „Identitäten müssen vom sozialen Umfeld anerkannt und bestätigt werden, unterliegen einem ständigen Qualifikationskampf und bedürfen der Binnenstärkung durch Rituale, Symbole und Mythen sowie eines konstitutiven Außen.“<sup>106</sup>

Indem etwas als *etwas außerhalb* geprägt wird, ist es im gleichen Moment auch negativ konnotiert – es gehört nicht dazu. Was so viel bedeutet, dass *dem Außen*, mit universellem Blick betrachtet, keine Bedeutung zugeschrieben wird. Das Andere existiert zwar, aber nur in einem beschränkten, vom Überlegenen festgelegten Raum. Wie Müller-Funk in einem Aufsatz feststellt, ist „der, die und das Fremde [ist] jedoch immer schon eine symbolisch markierte kulturelle Größe“,<sup>107</sup> die Überlegenheit schafft und somit verhindert, dass wir das Fremde / das Andere als Teil unseres Selbst erkennen. Für unsere Konstitution in der Welt muss es also stets einen Anderen geben. Die Frage ist aber, wie radikal das Fremde betrachtet wird und wie in der Folge damit umgegangen wird.<sup>108</sup>

Da der kulturelle Diskurs entscheidet, was als Eigenes oder Fremdes gesehen wird, kann es auch zu einem Perspektivenwechsel kommen. Es ist möglich, dass das Eigene plötzlich fremde Züge aufweist und umgekehrt. Der kulturellen Differenz kommt demnach im folgenden Analyseteil eine große Bedeutung zu. Es bleibt nicht bei einer starren Betrachtungsweise der Vorgänge, zum Beispiel nur aus dem Blick des Grafen. Gerade die Interpretation der unterschiedlichen Sichtweisen – der Herren wie der Knechte – sowie deren Wechselwirkungen machen das Spannende aus.

---

<sup>105</sup> Stuart Hall: Wer braucht >Identität<? In: Koivisto, Juha / Merckens, Andreas (Hg.): Ideologie Identität Repräsentation. Hamburg: Argument Verl. 2004. (Ausgewählte Schriften 4). S. 167-187, S. 171.

<sup>106</sup> Anna Babka: >In-Side-Out< the Canon. Zur Verortung und Perspektivierung von postkolonialen Theorien & Gendertheorien in der germanistischen Literaturwissenschaft. In: Kakanien revisited 2007. <http://www.kakanien.ac.at/beitr/theorie/ABabka1.pdf> [Zugriff: 23.03.2010]

<sup>107</sup> Müller-Funk, Kakanien revisited. S. 15.

<sup>108</sup> Vgl. ebd. S. 14-15.

#### 4.2.3. Postkoloniale Konzepte

In den postkolonialen Theorien sind jene eben erwähnten Ansätze auf den Begriff des *Orientalismus* nach Edward Said und auf das darauffolgend entwickelte Konzept des *kolonialen Stereotyp* von Homi Bhabha zurückzuführen. Zu einer geschlechtsspezifischen Perspektive trägt Gayatri Spivak mit der Thematisierung des *vergeschlechtlichten subalternen Subjekts* bei.

Edward Said definierte Orientalismus vor allem als Basis für die Identitätsbildung des Westens, die auf dem Verstehen des Andersseins beruht. Somit werden der *Orient* (das Morgenland) und der *Okzident* (das Abendland) über ihre Unterschiede definiert. Es geht dabei um das Anderssein des Aussehens, der Religion oder der Traditionen, die sich in Stereotypen gefestigt haben und durch ständige Wiederholung, beispielsweise über Medien, langfristig bestehen.<sup>109</sup> Die Stereotypen lassen „den Orientalen“ nach Saims Ansätzen zum Gegenbild des westlich-abendländischen Menschen – sein Anderes – werden. Der Orientale wird als faul, korrupt, rückständig, infantil und böswillig beschrieben. Er ist seinen Sinnen ausgeliefert und nicht fähig rationale Entscheidungen zu treffen. Dies dient als Rechtfertigung der imperialistischen Ausbeutung durch die westlichen Kolonisatoren.<sup>110</sup> Die westlichen Herrscher gelten im Gegensatz dazu als intelligent, reif und überlegen. Das Stereotyp spielt im kolonialen Diskurs eben deshalb eine große Rolle, es schafft Erkenntnis und Identifizierung. Die Identifizierung schwankt dabei immer zwischen dem Alten – dem bereits Bekannten – und dem Neuen. Es ist ein Prozess, der ständig wiederholt wird. Das Neue wird gleichzeitig angehimmelt, aber auch abgestoßen. Diese Macht der Ambivalenz begründet das koloniale Stereotyp. Bei Bhabha wird das Stereotyp zu einer „ambivalente[n] Form von Erkenntnis und Macht“,<sup>111</sup> die „Andersheit“ wird zum „Objekt des Begehrens wie der Belustigung: eine Artikulation von Differenz“.<sup>112</sup>

Der koloniale Diskurs begreift sich nach Bhabha somit wie folgt:

Es handelt sich um einen Apparat, der sowohl auf der Anerkennung als auch der Ablehnung ethnischer/kultureller/historischer Differenzen beruht. Seine vorherrschende

---

<sup>109</sup> Edward W. Said: *Orientalismus*. [Kurzfassung der Einleitung] [1978]. In: Ashcroft, Bill (Hg.): *The Postcolonial Studies Reader*. London: Routledge 1995. S. 87-91.

<sup>110</sup> María Do Mar Castro Varela / Nikita Dhawan: *Orientalismus und postkoloniale Theorie*. In: Attia, Iman (Hg.): *Orient- und Islambilder. Interdisziplinäre Beiträge zu Orientalismus und antimuslimischem Rassismus*. Münster: Unrast 2007. S. 31-45, S. 31.

<sup>111</sup> Homi K. Bhabha: *Die Verortung der Kultur*. Tübingen: Stauffenberg 2000. (Stauffenberg discussion 5). S. 99.

<sup>112</sup> Ebd. S. 98.



strategische Funktion besteht in der Schaffung eines Raums für ein „Untertanenvolk“, indem Erkenntnisse produziert werden, mittels derer Überwachung ausgeübt und eine komplexe Form von Lust/Unlust erregt wird. Er strebt nach Autorisierung seiner Strategien, indem er Wissensbestände über den Kolonialherren und den Kolonisierten produziert, die stereotypisch sind, aber auf antithetische Weise bewertet werden.<sup>113</sup>

Die Kolonisation wird durch die ethnische Herkunft der Kolonisierten gerechtfertigt, die durch die performative Kraft des Diskurses als soziale Realität, die „anders“, aber erkennbar ist, produziert werden.<sup>114</sup> Das Wissen, das durch den kolonialen Prozess, ein Prozess des „Othering“, angehäuft wird, ist stereotyp und basiert auf ethnischer, kultureller oder historischer Differenz. Das Stereotyp trägt somit stark zur Identifizierung der kolonialen Subjekte bei.

Die unterlegenen Subjekte werden bei Spivak zu Subalternen. Ihr Konzept der *vergeschlechtlichten Subalternen* lehnt sich an Derridas Dekonstruktion sowie an Gramscis Gefängnishefte. Sie spricht sich gegen die Konstruktion von starren binären Oppositionen aus, wie dies etwa Saids Begriffe des *Orients* und *Okzidents* vornehmen, da diese Herrschaftsverhältnisse festigen, anstatt sie zu destabilisieren. Die Destabilisierung muss dabei von innen erfolgen, wobei Spivak auch gängige Bezeichnungen politischer Bewegungen hinterfragt. Dabei gilt es sogenannte „masterwords“ zu vermeiden, wie etwa *die Arbeiter* oder *die Frauen*, womit *alle Arbeiter* bzw. *alle Frauen* gemeint sind. Für Spivak ergibt dies eine Bildstörung, da kein direkter Bezug vorhanden ist. Sie spricht daher von der *Subalterne*, die unterschiedliche Subjektpositionen eröffnet. In ihrem Essay *Can the Subaltern Speak?* versucht Spivak die Frage nach der Repräsentation der Frauen zu klären, mit anderen Worten, ob diese für sich selbst sprechen können oder immer nur für sie gesprochen wird.<sup>115</sup> Dazu geht sie auf die westliche Darstellung der Tradition der Witwenselbstmorde im kolonialen Indien ein. Aufbauend darauf formuliert sie zwei Sätze: „Weiße Männer retten braune Frauen vor braunen Männern“ sowie „Die Frauen wollten sterben“<sup>116</sup>. Diese Aussagen richten sich einerseits an den Zivilisationsgedanken des Imperialismus, andererseits gegen das autochthone Patriarchat, das nach den Hindugesetzen die Witwenselbstmorde als freie Wahl anerkannte.<sup>117</sup> Spivak kommt zu dem Schluss, dass die Subalterne nicht sprechen kann und sieht daher vor allem die Rolle der weiblichen Intellektuellen in der Analyse literarischer Texte im Hinblick auf die Aufdeckung von

---

<sup>113</sup> Bhabha, Verortung der Kultur. S. 104.

<sup>114</sup> Ebd. S. 104.

<sup>115</sup> Vgl. Castro/Dhawan, Postkoloniale Theorie. S. 62-69.

<sup>116</sup> Gayatri Chakravorty Spivak: *Can the Subaltern Speak?* Postkolonialität und subalterne Artikulation. Wien: Turia + Kant 2008. S. 81.

<sup>117</sup> Vgl. Castro/Dhawan, Postkoloniale Theorie. S. 75.

Verschwiegenem bzw. vermeintlich unwichtigen Motiven sowie die Untersuchung von Nebenschauplätzen und Nebenfiguren.<sup>118</sup>

### 4.3. Kakanien revisited

In Bezug auf die Habsburgermonarchie wurde das postkoloniale Konzept im Rahmen des Forschungsprojekts *Kakanien revisited*<sup>119</sup> angewendet. Forscher und Forscherinnen aus verschiedenen Ländern stellten sich die Frage nach der Verschränkung von Kultur, Herrschaft und Differenz in der Habsburgermonarchie, auch unter Betrachtung der Folgen nach dem Zerfall. Eine Überlegung dabei war die Möglichkeit einer postkolonialen Lesart der Monarchie. Die Überschneidungen zwischen Kolonialismus und den Herrschaftsverhältnissen im Habsburgerreich wurden schon unter Punkt 3.1. erläutert. Neu waren nun vor allem die von früheren Untersuchungen abweichenden Fragestellungen, die sich von der romantisch verklärten Betrachtung der Monarchie als Vielvölkerstaat abgrenzten und sich stattdessen der Aufdeckung widersprüchlicher Prozesse widmeten:

Was an der Habsburger Monarchie interessiert, das ist nicht Nostalgie, sondern das Widerspiel der kulturellen Kräfte, die Verquickung von Sprache, Kultur und Politik, das heimliche *ranking* zwischen ihren einzelnen »Völkern« bzw. »Nationalitäten«, die Fremd- und Selbstbilder in diesem kulturellen Raum, die Dynamik von Partikularismus und Universalismus.<sup>120</sup>

Daraus ergab sich die zentrale Forschungsfrage, „ob sich nämlich die österreichisch-ungarische Doppelmonarchie (und die Habsburger Monarchie vor 1867) nicht als ein *quasi-kolonialer* Herrschaftskomplex begreifen läßt“<sup>121</sup>.

Als theoretische Grundlagen nennt Clemens Ruthner Benedict Andersons *Imagined Communities*, das auch Beispiele aus dem habsburgischen Ungarn anführt, sowie die Cultural Studies. In diesem Paradigma wird Kultur als symbolische Ordnung verstanden. Ein Ort, wo sich Herrschaft artikuliert und fixiert, aber auch gleichzeitig daran gerüttelt wird. Die jeweiligen Herrschaftsverhältnisse stehen nach Ruthner im Mittelpunkt der Textuntersuchungen in Verbindung mit den darin vermittelten Auto- und Heterostereotypen und ihrer Verankerung im kulturellen Gedächtnis. Es geht um die

---

<sup>118</sup> Vgl. Castro/Dhawan, Postkoloniale Theorie. S. 78.

<sup>119</sup> Die Ergebnisse wurden im folgenden Band, aus dem auch in dieser Arbeit zitiert wird, publiziert: Wolfgang Müller-Funk / Peter Plener u.a. (Hg.): *Kakanien revisited. Das Eigene und das Fremde (in) der österreichisch-ungarischen Monarchie*. Tübingen: Francke 2002. (Kultur – Herrschaft – Differenz 1).

<sup>120</sup> Müller-Funk, *Kakanien revisited*. S. 18.

<sup>121</sup> Ebd. S. 19.

Sichtbarmachung „dieser ›ethnische[n] Differenzierung‹ [...] als Mittel der Machtausübung bzw. ›Unterdrückung‹ [...] als Prozeß kultureller und politischer Emanzipation“<sup>122</sup>. Besonders der Literatur ist eine Abbildung oder auch Produktion dessen möglich. Texte können sowohl als Ort für die Wünsche und Ängste des Eigenen als auch des Anderen dienen, so etwa auch Xenophobie aufzeigen und vor allem kritisch hinterfragen.<sup>123</sup>

#### 4.4. Homi Bhabha: *Mimikry*

Bhabhas Konzept der *Mimikry* wird ein eigener Punkt in Anbetracht dessen Relevanz für die Textanalyse gewidmet.

Als kulturtheoretisches Konzept ist Mimikry auf den Begriff der *Mimetik* zurückzuführen, der von der Philosophin und Linguistin Luce Irigaray in den 1970er geprägt wurde. Sie beschreibt Mimetik als „subversiven Diskursmodus der Frau zum Zwecke der Dezentrierung von phallozentrischen Normen“<sup>124</sup>. Die Brechung autoritärer Normen findet sich auch in Homi Bhabhas Mimikry wieder, wobei er sich als theoretische Grundlage auf die (psychoanalytischen) Arbeiten von Jacques Lacan, Sigmund Freud und Frantz Fanon stützt.<sup>125</sup>

Mimikry wird im kolonialen Diskurs als Anpassung der Kolonisierten an die Kultur der Kolonialmacht verstanden, dazu zählt insbesondere auch das Erlernen der Sprache. Bhabha beschreibt dieses Konzept als „eine der am schwersten zu fassenden und gleichzeitig effektivsten Strategien der kolonialen Macht und des kolonialen Wissens“<sup>126</sup>. Das koloniale Subjekt wird „*fast, aber doch nicht ganz dasselbe*“<sup>127</sup> wie der Kolonialherr – die besondere Form der Differenz, die die Mimikry ausmacht – und bleibt somit immer eine Nachahmung. Das Konzept der Mimikry wird zum Zeichen doppelter Konstruktion. Es ist ein Prozess, der passiert und nicht eigens initiiert wird. Das bedeutet, dass sich das Subjekt doppelt artikuliert, basierend auf der Differenz zum Kolonialherrn, diese jedoch verleugnet und somit unbestimmt bleibt. Das Subjekt als „*mimic man*“<sup>128</sup> verfügt aber so nichtsdestotrotz über gewisse Strategien und ist in

---

<sup>122</sup> Ruthner, K.(u.)k. postcolonial? S. 99.

<sup>123</sup> Vgl. ebd. S. 98-99.

<sup>124</sup> Ansgar Nünning (Hg.): Metzler Lexikon Literatur- und Kulturtheorie. 4. Aufl. Stuttgart: Metzler 2008. S. 502.

<sup>125</sup> Vgl. ebd. S. 502.

<sup>126</sup> Bhabha, Verortung der Kultur. S. 126.

<sup>127</sup> Ebd. S. 126. [Kursivsetzung im Original]

<sup>128</sup> Ebd. S. 129. [Kursivsetzung im Original]

der Lage über seinen Herrn – die Kolonisierenden – Macht auszuüben. Die Rollen verschwimmen und die Ambivalenz kolonialer Beziehungen kommt zum Vorschein. Mimikry verunsichert somit den kolonialen Diskurs. Es wird ein anderes Wissen produziert, das auch die Macht, die Möglichkeiten der Kolonisierten umfasst. Die Unbestimmtheit bzw. Ungewissheit des *mimic man* besteht darin, dass die Ambivalenz der Mimikry, also „*fast dasselbe, aber nicht ganz*“<sup>129</sup> (auch ausgedrückt als „*fast dasselbe, aber nicht weiß*“<sup>130</sup>), ein ständiges Oszillieren zwischen den Werten der Kolonialmacht und den eigenen bedeutet – nach Bhabha ein Gleiten, Überschießen – und schlussendlich den kolonialen Diskurs zum Zerreißen bringt. Genau dieser Prozess ist es aber, der produziert werden muss, damit Mimikry funktioniert und die kolonialen Subjekte in ihrer jeweiligen Präsenz als unvollständig fixiert werden. Bhabha spricht hier von einer partiellen Repräsentation des kolonialen Objekts, wenn er meint, dass es nur zum Teil die Präsenz der Kolonialmacht widerspiegelt. Wichtig ist dabei außerdem, dass Mimikry immer eine Form der Wiederholung ist, mit dem Wunsch authentisch zu sein. Darin liegt für Bhabha die Ironie, die Ironie der partiellen Repräsentation. Denn der *mimic man* befindet sich gleichzeitig innerhalb des Erlaubten – also im kolonialen autoritären Regelsystem – jedoch auch außerhalb davon, weil er stets Teile seiner eigenen, vorkolonialen Identität vor dem Kolonialherren verbirgt und nie als „Ganzes“ in Erscheinung tritt.

Bhabha schreibt vom Begehren der Mimikry in Anlehnung an Freud sowie Lacan, die sich in sogenannten „*Metonymien der Präsenz*“<sup>131</sup> ausdrücken. Metonymien werden als diskursive Strategien des Begehrens definiert. Dies sind zum Beispiel Identitätskonstruktionen, wie „der affenartige Schwarze, der verlogene Asiate“<sup>132</sup>, die über traditionelle kulturelle Normen und Klassifikationen hinausgehen und so auf das Begehren der Kolonialmacht schließen lassen. Es geht um das Nicht-Verdrängende, das sich aus widersprüchlichen Überzeugungen ergibt und offensichtlich auf die Kolonisierten übertragen wird. Die kolonialen Herrscher sehen sich als moralisch überlegen, obwohl ihr Leben nicht ausschließlich in diesem Rahmen funktioniert, der beispielsweise negative konnotierte Eigenschaften wie dumm oder faul ausschließt, sie deshalb dem „Anderen“ zugeschrieben werden und Bezeichnungen wie „der verlogene Asiate“ entstehen lässt. Bhabha formuliert demzufolge das „Aufeinandertreffen zwischen der weißen Präsenz und ihrem schwarzen Widerschein“<sup>133</sup> als Problem der Subjektbildung. Der koloniale Mensch ist daher durch die Ambivalenz der Mimikry

---

<sup>129</sup> Bhabha, Verortung der Kultur. S. 132. [Kursivsetzung im Original]

<sup>130</sup> Ebd. S. 132. [Kursivsetzung im Original]

<sup>131</sup> Ebd. S. 132. [Kursivsetzung im Original]

<sup>132</sup> Ebd. S. 132.

<sup>133</sup> Ebd. S. 133.

gleichzeitig Subjekt und Objekt; Objekt durch die regulierende Macht, derer er ausgesetzt ist, Subjekt durch die ethnische, kulturelle und nationale Repräsentation.<sup>134</sup>

Die regulierende Macht erscheint ausgedrückt durch den Zivilisationsgedanken der einzelnen europäischen Staaten, als „zivilisierte Nation“ verpflichtet zu sein, einer „nicht-zivilisierten Gesellschaft“ zu helfen, das heißt, sie in ihrem Sinne zu transformieren. Dies geschah in erster Linie über Bildungsmaßnahmen, was in jener Zeit als „Erziehung“ verstanden wurde. Als Beispiel nennt Bhabha die kolonialen Erziehungsbestimmungen in Indien. Um eine langfristige Herrschaft sicherzustellen, bedurfte es einer Art von „einheimischen Mittelmännern“, die sich dadurch von den restlichen Bewohnern des kolonisierten Landes abhoben und somit zwischen diesen und der Kolonialmacht standen. Der Vorteil lag darin, dass diese Personen schon die Muttersprache der Kolonisierten beherrschten. Ziel war es demnach, Personen aus der indigenen Bevölkerung zu europäisieren, sprich aus ihnen eine Nachahmung der Kolonialherren zu machen, wobei von Seiten der Kolonialmacht stets feststand und es auch unmöglich schien, dass diese wirklich so wie die Europäer bzw. als Europäer anerkannt sein würden. Das war aber auch nicht die Intention. Die koloniale Mimikry darf also lediglich eine Nachahmung bleiben und ist dadurch makelbehaftet. Das indische Beispiel verdeutlicht diesen Unterschied und zeigt, dass Englischsein und Angliziertsein nie dasselbe bedeuten kann. Indische Personen wurden so ausgebildet, dass sie als Übersetzer zwischen der Kolonialmacht und der indigenen Bevölkerung fungieren konnten. Zum einen zählte dazu eben die Aneignung der Sprache der Kolonialherren, zum anderen auch deren Moralvorstellungen und Werte. Um diese Vorgangsweise zu unterlegen, erwähnt Bhabha ein Zitat von Macaulay, dass diese Mittelmänner als „a class of persons Indian in blood and colour, but English in tastes, in opinions, in morals and in intellect“<sup>135</sup> beschreibt.<sup>136</sup>

Die Macht der Mimikry besteht in ihrer Kraft, die Autorität des kolonialen Diskurses zu brechen, indem es zur Konstruktion von kolonialen Subjekten / Objekten kommt, die über einen doppelten Blick auf die kolonialen Verhältnisse verfügen und somit die Ambivalenz dieser entlarvt wird. Entscheidend ist zu beobachten, dass es in kolonialen Diskursen keine streng binären Oppositionen gibt, wie dies in Saids Werk *Orientalismus* dargestellt wird, sondern aufbauend darauf, Brüche bzw. Ambivalenz

---

<sup>134</sup> Bhabha, Verortung der Kultur. S. 125-136.

<sup>135</sup> Homi K. Bhabha: The location of culture. London, New York: Routledge 1994. S. 124-125. [Zitiert aus T.B. Macaulay: Minute on education. In: Bary, W. Theodore de (Hg.): Sources of Indian Tradition. New York: Columbia Univ. Press 1958. S. 49.]

<sup>136</sup> Vgl. Castro/Dhawan, Postkoloniale Theorie. S. 90-91.

aufgezeigt werden und die kolonialen Teilnehmer aus ihren starren Positionen gelöst werden. Die Machtverhältnisse verlaufen also nicht immer nur in eine Richtung, sie sind durchaus wechselseitig.

### III. Analyse der Novellen

#### 5. Textkorpus

Zur Analyse kommen Novellen, die gegen Ende des 19. Jahrhunderts entstanden sind. Es wurden sowohl Texte von Marie von Ebner-Eschenbach als auch Ferdinand von Saar gewählt, da der Untersuchungsraum Mähren im Vordergrund steht und die Novellen beider Schriftsteller thematische Gemeinsamkeiten aufweisen. Somit wird auch interessant zu sehen sein, welche Überschneidungen die Texte hervorbringen, unabhängig davon, wer sie geschrieben hat. Die Erzählungen werden losgelöst von der Lebensgeschichte oder etwaigen charakteristischen Zügen eines Autors und erhalten im Sinne der postkolonialen Theorien eine kulturell wertvolle Bedeutung.

##### 5.1. Gattungsform: *Novelle*

Im Hinblick auf die Textsorte entschied ich mich ausschließlich für die Gattung *Novelle*, da mir zunächst ein homogener Textkorpus bezüglich der Gattung als wichtig erschien und Ebner-Eschenbach sowie Saar als bedeutende Novellenverfasser gelten, auch schon zu Lebzeiten. Ihre Werke wurden bislang aber kaum einer postkolonialen Lesart unterzogen. Doch gerade anhand von Novellen lassen sich Differenzkonstruktionen gut offenlegen, da sich die Handlung durch ein auf die Erzählzeit bezogenes Faktenwissen sowie durch ästhetische Elemente auszeichnet. So steuert das Geschehen in der Binnenerzählung zu einem Höhepunkt hin, die durch die Rahmenerzählung ästhetisch – oftmals ironisch – pointiert wird. In der deutschsprachigen Literatur des 19. Jahrhunderts ist diese Gattungsform vor allem auch von moralischen Inhalten geprägt.<sup>137</sup>

##### 5.2. Auswahlkriterien

Die Auswahlkriterien beziehen sich thematisch auf ein Abhängigkeitsverhältnis zwischen Herr und Knecht sowie den Handlungsort betreffend auf Mähren. Ein Graf oder eine Gräfin und ihr Diener oder ihre Dienerin stehen in einem gewissen Spannungsverhältnis zueinander. Im Mittelpunkt stehen Figuren, die mit sich und ihrer Umwelt zu kämpfen haben und durch eine Liebesbeziehung auf ihrem Lebensweg

---

<sup>137</sup> Vgl. Burdorf u.a., Metzler Literatur. S. 547.

beirrt werden. Diese Beziehung steht entweder unter direkter oder indirekter Beeinflussung eines ethnisch markierten Herr-Knecht-Verhältnisses und die aufkommenden Schwierigkeiten werden nach dessen Regeln bewältigt. Das Geschehen nimmt jedoch, wenn auch auf unterschiedliche Weise, ein tragisches Ende. So bringt es aber auch die Ambivalenzen dieses nur auf den ersten Blick einseitig wirkenden Machtverhältnisses zum Vorschein. Ein nationales Bewusstsein schwingt im Laufe der Handlung lediglich bedingt mit. Meist kommt es zu kurzen, die Sprache betreffenden Andeutungen. Mähren ist somit als Untersuchungsgebiet geeignet, da es sich einerseits um eine ländliche Gegend handelt, in der die Feudalordnung für das gesellschaftliche Zusammenleben von großer Bedeutung war, andererseits die Sprachsituation zu einem spannenden Moment wurde.

Davon ausgehend habe ich jeweils zwei Novellen beider Schriftsteller gewählt:

Ferdinand von Saar: *Die Troglodytin*<sup>138</sup>, *Herr Fridolin und sein Glück*<sup>139</sup>

Marie von Ebner-Eschenbach: *Er lässt die Hand küssen*<sup>140</sup>, *Mašlans Frau*<sup>141</sup>

### 5.3. Beschreibung

In der im Sammelband *Schicksale*<sup>142</sup> im Jahr 1889 veröffentlichten Novelle ***Die Troglodytin*** trifft der Forstmeister Pernett, der auf einem gräflichen Landgut tätig ist, auf die Tagelöhnerin Maruschka Kratochwil. Die von Spott und Hohn begleiteten Begegnungen der beiden finden in der Dunkelheit des Waldes statt. Pernett fühlt sich zu Maruschka hingezogen und möchte sie aus ihrer schlechten sozialen Lage befreien, bekennt sich aber schließlich nicht zu ihr. Das Mädchen steigt in der sozialen Ordnung weiter ab, bis sie schließlich Selbstmord begeht.

Ein Herr-Knecht-Verhältnis etwas anderer Art beschreibt Ferdinand von Saar in dem in der Wochenzeitschrift *Die Zeit* im Jahr 1894 erstmalig veröffentlichten Text ***Herr Fridolin und sein Glück***, der schließlich im Novellenband „Herbstreigen“ 1897

---

<sup>138</sup> Ferdinand von Saar: *Die Troglodytin*. [1889]. In: Ders.: *Mährische Novellen*. Berlin: Nicolai 1989. (Deutsche Bibliothek des Ostens). S. 5-45. - *Im Folgenden unter (dT) als Textzitat ausgewiesen*.

<sup>139</sup> Ebd. *Herr Fridolin und sein Glück*. [1894]. S. 46-96. - *Im Folgenden unter (FsG) als Textzitat ausgewiesen*.

<sup>140</sup> Marie von Ebner-Eschenbach: *Er lässt die Hand küssen*. [1886]. In: Dies.: *Das Gemeindegeld*. Novellen / Aphorismen. München: Winkler-Verl. 1956. S. 230-248. - *Im Folgenden unter (ElHk) als Textzitat ausgewiesen*.

<sup>141</sup> Ebd. *Mašlans Frau*. [1901]. S. 454-488. - *Im Folgenden unter (MF) als Textzitat ausgewiesen*.

<sup>142</sup> Siehe dazu Klauser, *Poet aus Österreich*. S. 268.



abgedruckt wurde.<sup>143</sup> Hier wird die Geschichte von Fridolin erzählt, der sich vom Hausknecht zum treuen Diener des Grafen entwickelt. Den Handlungshöhepunkt stellt auch in dieser Novelle die Begegnung mit einer schönen Frau, Milada, dar, die Fridolin fast sein „Glück“ kostet. Gleichzeitig gibt dieses Geschehen aber ebenso Aufschluss über die Beziehung Fridolins zu seinem Herrn, dem Grafen. Durch seine Geschicktheit und Anpassungsfähigkeit steigt Fridolin im feudalen System aufwärts. Die Geschichte endet für ihn harmonisch, im Gegensatz dazu gibt es für Milada wie für Maruschka nur den Tod.

Anpassungsfähigkeit eines Dieners wird auch in Marie von Ebner-Eschenbachs ***Er lasst die Hand küssen*** gezeigt. Die Novelle erschien erstmals Ende des Jahres 1885 im Heft *Vom Fels zum Meer* und fand im darauffolgenden Jahr ihren Druck in den *Neuen Dorf- und Schlossgeschichten*.<sup>144</sup> Die Rahmenhandlung stellt ein Gespräch zwischen einem Grafen und einer Gräfin dar, die sich ungefähr in dem Zeitraum befinden, in dem die Novelle veröffentlicht wurde. Sie erinnern sich an eine Begebenheit, die vor dem Jahr 1848 stattfand, als die Feudalordnung noch in vollem Ausmaß bestand. Der Kammerdiener Fritz, Nebenfigur von entscheidender Kraft für den Handlungsverlauf, bleibt hier ähnlich wie Fridolin geheimnisvoll und ambivalent. Spannend ist in diesem Text aber auch ein weiterer Diener der Gräfin, nämlich Mischka. Die Gräfin, getrieben von Mitgefühl und Begehren, befördert Mischka vom Feldarbeiter zum Gärtner. Der junge Mischka widersetzt sich aber den gräflichen Anordnungen aufgrund seiner Liebe zu einem Mädchen und ist dadurch dem Untergang geweiht. Als Bestrafung erhält Mischka Prügel, die schlussendlich zu seinem Tod führen.

In ***Mašlans Frau*** kommt dem Graf in der Handlung ebenfalls eine schicksalsbestimmende Rolle zu, die jedoch zunächst positive Auswirkungen auf seine Untergebenen zeigt. Dieser Text fand seine Vorveröffentlichung in der *Deutschen Rundschau* 1897, bevor er 1901 im siebenten Band „Erzählungen“ der Gesammelten Schriften von Ebner-Eschenbach publiziert wurde.<sup>145</sup> Hier kommt es Dank des Grafen zur Heirat zwischen Evi, einer wohlhabenden Bauerstochter, und Matěj Mašlan, seinem Büchsenspanner. Die Ehe steht aufgrund des wilden Matějs jedoch unter

---

<sup>143</sup> Siehe dazu die krit. hg. u. gedeutete Ausgabe von Lydia B. Kaiser. Erschienen in der Reihe: Karl Konrad Polheim (Hg.): Ferdinand von Saar. Kritische Texte und Deutungen. Herr Fridolin und sein Glück. Bd. 5. Tübingen: Niemeyer 1993.

<sup>144</sup> Siehe dazu die Bibliographie von Carsten Kretschmann. Als Ergänzungsband erschienen in der Reihe: Norbert Gabriel / Karl Konrad Polheim (Hg.): Marie von Ebner-Eschenbach. Kritische Texte und Deutungen. Tübingen: Niemeyer 1999.

<sup>145</sup> Wie Anm. 144.

keinem guten Stern. Matěj wird zum Ehebrecher, indem er seine Frau betrügt, die ihn daraufhin von ihrem Hof verbannt. Beide schwören nun, sich erst wieder zu sehen, wenn der jeweils andere ihn darum bittet. Die Eheleute bleiben in ihrem Schwur standhaft und berufen sich dabei auf Gott. Am Ende stirbt der alte, kranke Matěj und kehrt nur mehr als Leichnam auf den Hof seiner Frau zurück. Die Novelle beschreibt eine von Gott gegebene und vom Grafen ermöglichte und beeinflusste Beziehung und enthält somit auch stark dem Glauben unterworfenen Handlungen.

## 6. Erzählhaltung

Die literarische Form der Novelle bringt die Möglichkeit mit sich, durch den Erzähler das Geschehen pointiert, beispielsweise mit Ironie oder Humor, wiederzugeben. Dabei ist der Erzähler der Rahmenhandlung nicht zwingend auch jener der Binnenhandlung. In diesem Kapitel soll gezeigt werden, welche Position die Erzähler einnehmen und mit welchen Mitteln deren Berichterstattung erfolgt, wobei der Erzähler nicht mit dem Autor gleichgesetzt werden kann. Der Erzähler – Bestandteil des Geschehens oder nicht – ist fiktiv und gehört somit dem narrativen Text an. In den hier behandelten Novellen wird die eigentliche Handlung als Erinnerung, sei es einer selbst erlebten oder einer, die man erzählt bekommen hat, geschildert. Die Erinnerung wird dabei vom Erzählkontext umrahmt. Es ergibt sich eine Trennung von Text und Kontext, die auf Ausschließung beruht. Im Mittelpunkt der Betrachtung stehen damit auch die Oppositionen zwischen Fiktion und Wahrheit.<sup>146</sup> Die Funktionen der Rahmenhandlung sind daher vielfältig. Die Rahmung soll zur Authentizität beitragen, Spannung fördern oder auch kontrastierend wirken, indem wechselnde Perspektiven eingenommen werden können. Außerdem ist sie ein Instrument, um die Rezeption zu steuern und hat somit auch eine didaktische Funktion. In ihrer grundlegenden Funktion vermittelt die Rahmung zwischen erzähltem Geschehen und den Zuhörern, womit die Grundsituation des Erzählens dargestellt ist, wie dies auch in den Novellen zu sehen sein wird.<sup>147</sup>

Die Erzählsituation<sup>148</sup> in Ferdinand von Saars *Troglodytin* lässt sich zunächst einfach beschreiben: Ein in die Jahre gekommener Forstmeister erzählt eine Anekdote aus seinem Leben. Die Zuhörer sind jedoch abwesend, das heißt, es gibt keinen

---

<sup>146</sup> Vgl. Biti, Literatur- und Kulturtheorie. S. 676.

<sup>147</sup> Vgl. Burdorf u.a., Metzler Literatur. S. 626.

<sup>148</sup> Die für die folgende Analyse der Erzählhaltung verwendete Terminologie orientiert sich an Gérard Genette: Die Erzählung. 2. Aufl. München: utb 1998.

anwesenden Gesprächspartner und der Leser erfährt auch nicht, wie es zu dieser Situation gekommen ist. Die Rahmung ist dementsprechend kurz gehalten und hat in erster Linie eine einleitende Funktion. Mit einem Satz wird von einem extradiegetisch-heterodiegetischen Erzähler der Erzähler des Binnengeschehens – Forstmeister Pernetts – vorgestellt und die Erzählsituation dargelegt. Dem Leser wird auch eine Richtung vorgegeben, wie die Geschichte zu verstehen sei. Denn Pernetts erinnert sich „nachdenklich“ und „ganz eigenthümlich“ (dT 5) an eine Begebenheit aus seiner Zeit als Forstadjunkt auf einem gräflichen Gut. Die eigentliche Handlung setzt so im Jahr 1865 ein und streckt sich über drei Jahre hinweg. Sie ist aber nicht nur die Geschichte Pernetts, sondern auch jene der Troglodytin – Maruschka Kratochwil. Die Erzählung in der Retroperspektive bleibt jedoch immer die Sicht Pernetts, der als Herr des Geschehens zum selbstbestimmenden Erzähler wird. Hier liegt eine interne Fokalisierung vor, denn der Erzähler ist Teil der Handlung und sagt auch nicht mehr als die Figur weiß. Der Erzähler intradiegetisch-homodiegetischer Natur gibt zwar einen Einblick in seine Gefühle, die – in seinem Glauben – negativen Eigenschaften deutet er jedoch nur an und lässt sie unreflektiert. So stellt er sich als der Situation stets erhaben dar. Pernetts Schwächen kommen aber in ambivalenten Zügen zum Vorschein, beispielsweise in eigentlich unscheinbaren Nebensätzen, wenn Maruschkas Lächeln zwar blöd ist, aber „um ihre rothen, halb geöffneten Lippen spielte“ (dT 21). Ein lasziver weiblicher Mund, der Begehren auslöst, worauf Pernetts nur mit Ablehnung und Drohungen reagieren kann. Kontrastierend dazu atmet er „mit freier, gehobener Brust“ (dT 24) auf, wenn Maruschka schwach ist. Dann stellt sie für Pernetts keine Bedrohung dar und sie wird so, wie der Herr das Mädchen haben möchte – „stumm, gehorsam“ (dT 24). Pernetts ist als Erzähler derjenige, der spricht. Die Novelle erhält keine Einschübe, die außerhalb seiner persönlichen Welt liegen, dennoch berichtet er von Figuren, die nicht seiner gesellschaftlichen Schicht angehören. Dem Leser werden mit Maruschka oder etwa dem alten Förster weitere Figuren geboten, die für die narrative Perspektive maßgebend sind. Dadurch wird dem Text eine vielseitige Note verliehen und das Übereinandergreifen der jeweiligen sozialen Gruppen gezeigt. Er gibt in seiner Erzählung auch Gefühle und Meinungen dieser Mitmenschen preis, die aber bruchhaft bleiben. So wird zum Beispiel nicht dargestellt, wie Maruschka das Haus des Bürgermeisters anzündet oder wie es zu den Treffen mit dessen Sohn kommt. Pernetts kann nur das erzählen, was er selbst erlebt oder beobachtet hat. Genette beschreibt innerhalb der internen Fokalisierung den Zusammenfall des Fokus mit einer Figur, die „zum fiktiven „Subjekt“ aller Wahrnehmungen wird“<sup>149</sup>. Dies bedeutet, dass der Erzähler

---

<sup>149</sup> Genette, Erzählung. S. 242.

alles über die Figur „Pernett“ erzählen könnte, es aber logischerweise nicht tut, weil nicht alle Informationen für den Handlungsverlauf von Bedeutung sind oder er aber auch gewisse Informationen nicht geben will, beispielsweise in Bezug auf seine Schwächen. Genette bezeichnet diesen Vorgang als Alteration – eine Paralipse.<sup>150</sup> So kommt es zur Erzählung von Resultaten, aber nicht zur Beschreibung des konkreten Weges dorthin. In den Dialogen mit anderen Handlungsfiguren wird deren Charakteristik – durch Pernetts Worte bestimmt – beschrieben, jedoch nicht tiefergehend betrachtet. In die Lebenswelt außerhalb Pernetts sozialer Position, bekommt der Leser so nur einen subjektiven Einblick. In dieser autodiegetischen Erzählung bestimmt der sozial privilegierte Pernet die Darstellung sowie indirekt auch die Sprache und Worte aller weiteren Figuren. Die Form der Darstellung bzw. die Reaktion Pernetts darauf, ergeben dabei die Wahrnehmung der anderen Figuren. Dies wird vor allem durch Ambivalenz deutlich, die den unteren Schichten als Mittel dient, um auf sich und ihre Probleme aufmerksam zu machen. Die Handlungsfiguren lassen sich jeweils als Vertreter für die verschiedenen sozialen Positionen lesen. Als Vertreter der Feudalordnung fungiert der alte Förster, der Wirtschaftsadjunkt und Pernet stellen hingegen die junge Generation dar, die als Angestellte auf einem adeligen Gut tätig sind, aber feudale Strukturen nur mehr bedingt spüren. Ein Gegenbild dazu findet sich wiederum im Bürgermeister tschechischer Herkunft, der von den Folgen des Revolutionsjahres 1848 profitierte. Maruschka und ihre Familie repräsentieren jene untere soziale Schicht, die sich der Arbeit widersetzt. Dass sich von dieser Schicht auch jemand lösen kann, beweist ihr Bruder, indem er arbeitet und dadurch Akzeptanz von der herrschenden Ordnung erfährt. Einzig die Adeligen haben in der Novelle keine aktive Rolle. Der Graf des Schlosses wird nur am Beginn als dieser erwähnt, kommt aber danach in der Handlung nicht mehr vor. Der Handlungsaufbau beginnt mit einer Zeit- und Ortsbeschreibung Pernetts, die gleichzeitig auch die Bewohner und die soziale Ordnung widerspiegeln. Bevor es zur ersten Begegnung zwischen Pernet und der Troglodytin kommt, wird auf deren familiäre Herkunft eingegangen. Die Begegnungen mit Maruschka stellen die Höhepunkte des Geschehens dar. Die restlichen Ereignisse bauen sich rundherum bzw. dazwischen auf. Die Aufeinandertreffen werden einerseits durch die Beschreibung der Folgen dieser auf Pernet unterbrochen, andererseits nur durch für die Handlung entscheidende Situationen, um die Macht der herrschenden Ordnung zu zeigen. Dazu zählt die Diskussion der Gemeindemitglieder über die Pflicht der Gemeinde, sich um soziale „Problemfälle“, wie die Familie Kratochwil zu kümmern. Außerdem stellt die

---

<sup>150</sup> Vgl. Genette, Erzählung. S. 242.

Verurteilung von Verbrechern ein Kennzeichen der herrschenden Ordnung dar. Der Erzähler thematisiert auch die Machtverhältnisse und geht kurz auf die politische Situation ein. Hier wird jedoch betont, dass es im Text nicht um die Politik geht:

Das Jahr 66 war herangekommen, und sein Sommer brachte Sorge, Verwirrung und tiefes Leid. Heute sind mehr als zwei Decennien darüber hingegangen, und die Einsicht, daß jene Ereignisse der Ausgangspunkt des großen Germanischen Reiches gewesen, hat uns Alle mit dem Schicksal, das uns damals getroffen, ausgesöhnt, wenn sich auch seither die Deutschen in Oesterreich, durch den Nationalitätenhader von allen Seiten bedrängt, immer einsamer und verlassenener fühlen. Aber ich gerathe da in Reflexionen, die nicht zu meiner Geschichte gehören. (dT 37)

Pernett ordnet sich nicht direkt einer nationalen Gruppe zu. Da er jedoch die „Deutschen“ erwähnt und für sie „fühlt“, lässt sich vermuten, dass er sich dieser Gruppe angehörend sieht. Die Erzählhaltung ist somit von einer beherrschenden Stimme, die der oberen – aber nicht einer obersten, adeligen – Schicht zugerechnet wird, geprägt.

Die Novelle ***Herr Fridolin und sein Glück*** wird vom Erzähler als Geschichte, basierend auf einer wahren Begebenheit, dargestellt. Der extradiegetisch-homodiegetische Erzähler der Rahmenhandlung ist ein Schriftsteller, der in einer mährischen Gaststube auf den Diener Fridolin trifft. Die beiden sind die einzigen Gäste und so ergibt es sich, dass Fridolin von einer Begebenheit aus seiner Jugend berichtet, was die Binnenhandlung darstellt. Das Verhältnis vom Erzähler der Rahmenhandlung und dem der Binnenhandlung ist kein enges, jedoch ergibt sich durch deren jeweilige Beziehung zum Schloss eine Verbindung. Denn der Schriftsteller ist ein gern gesehener Gast im Schloss, Fridolin der Schlossdiener – zwei unterschiedliche Positionen, die aber doch in einem Gasthaus beim Biertrinken aufeinandertreffen. Dass beide jeweils homodiegetische Erzähler sind, ist besonders interessant. Die Fokalisierung erfolgt daher stets intern, wenn auch variabel. Denn so erhalten zwei unterschiedliche soziale Schichten eine Stimme, wobei zu beachten ist, dass die Stimme Fridolins vom Schriftsteller wiedergegeben wird. Der Schriftsteller schreibt Fridolins Geschichte als diese Novelle auf und wird somit zum Biographen des Dieners. Die fiktive Figur des Schriftstellers ist so auch der fiktive Autor des Textes, was zur Glaubwürdigkeit der „wahren“ Begebenheit beitragen soll. Hier kommt es auch zur Thematisierung der Problematik vom Verhältnis von fiktivem und realem Inhalt. Der Autor ist immer auch eine Person, die eine gewisse Wertung vornimmt, sei es bewusst oder unbewusst. Denn es ist der Autor, der über die Art der Sprache entscheidet und auch wählt, was er berichtet und was nicht. Saar ist sich dessen wohl bewusst und

lässt seinen fiktiven Autor über die unvollständige Wiedergabe einer Erinnerung sprechen:

Hierauf setzte er [Fridolin] die Cigarre in Brand, die ich ihm angeboten, und begann zu erzählen, was ich da niederschreibe. Freilich nicht ganz so, wie er es vorgebracht, nicht mit seinen höchst eigenartigen Worten – wie wäre dies auch möglich? Aber doch in seinem Sinne – und wie es mir eben im Gedächtnisse haften geblieben ist. (FsG 64)

Als Quellen der Erzählung ergeben sich somit einerseits das Gespräch mit Fridolin, andererseits die Recherche des Erzählers, der angibt, Fridolins Werdegang „so nach und nach in Erfahrung gebracht“ (FsG 56) zu haben, „da ich oft genug als Gast in dem Schlosse verweilte“ (FsG 56). Der Erzähler grenzt sich vom Diener Fridolin jedoch durch einen ironischen, aber auch fordernden Ton ab und definiert seine Rolle als Schriftsteller immer wieder. Denn nur durch ihn funktioniert die Geschichte. Als das Gespräch auf das Thema der Liebe und der Leidenschaft fällt, fordert der Erzähler Fridolin auf, diese „höchst interessant[e]“ (FsG 63) Erinnerung preiszugeben. Die Erwartungen des Schriftstellers scheinen sich jedoch nicht zu erfüllen, denn nach einiger Zeit weist er Fridolin darauf hin, dass von einer Leidenschaft hier noch nicht die Rede war. Der Erzähler – dessen Beruf als Schriftsteller ja das Erzählen ist – macht sich so selbst zur Erzählinstanz. Die Funktion der Rahmung liegt hier in der Strukturierung und Organisation der Erzählung. In einem einleitenden Teil, der sich bis in das zweite Kapitel zieht, wird die Hauptfigur Fridolin, präsentiert. Es handelt sich um eine Erzählung auf metadiegetischer Ebene, in der der erzählende Schriftsteller den Weg Fridolins von seinen Anfängen in gräflichem Dienst bis in die Gegenwart – die Zeit der Rahmenhandlung, die mit jener ident ist, in der die Novelle veröffentlicht wurde, skizziert. Fridolin wird hier als zielstrebig Mensch dargestellt, der seine feste Position in der gesellschaftlichen Ordnung hat und nicht abzurutschen droht. Der Erzähler lobt ihn als „umsichtige[n] Beschützer [...] seines jungen Herrn“ (FsG 47) oder als „Perle unter den Dienern“ (FsG 48) und vergleicht das spätere Wohnhaus Fridolins sogar mit einer Villa. Gleichzeitig präsentiert der gebildete Erzähler, der Schopenhauer und Horaz zitiert, den Diener als unterwürfige Person. Fridolin lässt einerseits „sein rundes Gesicht beständig in unterwürfigem Frohsinn strahlen“ (FsG 46) oder sitzt „in seiner ganzen unvergleichlichen, unterwürfig stolzen Würde“ (FsG 54) zwischen „den angesehensten Bürgern und Grundbesitzern“ (FsG 54). So wird auch das Herr-Knecht-Verhältnis thematisiert, wobei der Diener mit den Tugenden Selbstbeherrschung und Arbeitswille versehen wird, die er sich selbst zuspricht sowie auch für den Schriftsteller als Kennzeichen des Dienerseins gelten:

Denn ich wollte mir [Fridolin] vor den Anderen nichts vergeben; auch befolgte ich den Grundsatz, daß ich mich von Weibsleuten so fern wie möglich halten müsse. Denn

Liebschaften – und nun gar solche mit Nebenbediensteten, machen zerstreut, lenken von der Arbeit ab und können, da ja Gelegenheit geboten ist, leicht zu den ärgsten Unzukömmlichkeiten führen.

„Das war sehr wohl überlegt, Herr Kohout“, unterbrach ich ihn. „Daran erkenne ich Sie.“ (FsG 65)

Die Einschübe in die Binnenhandlung stellen neben diesen moralischen Kommentaren auch direkte Fragen an Fridolin dar, die den Erzählfluss in eine bestimmte Richtung – damit der Handlungshöhepunkt als solcher erreicht wird – treiben. Die Einschübe des Schriftstellers verleihen dem Gespräch so auch des Öfteren einen interviewhaften Charakter.

Der Anfang der Binnenhandlung auf metadiegetischer Ebene ist jedoch vergleichbar mit einem typischen Einstieg in eine Geschichte. Die Worte Fridolins, der hier zum Erzähler autodiegetischer Natur wird, sprechen den Zuhörer direkt als solchen an: „Nun hören Sie. Es war in einem sehr strengen Winter [...]“ (FsG 61). So wird der Erzähler zum Zuhörer – die Rollen drehen sich um – und damit auch auf die Funktion des Schriftstellers als Beobachter und Zuhörer verwiesen. Die Phantasie des Autors ist unaufhaltsam an dessen Gedächtnis gebunden. Das Binnengeschehen erfolgt aus interner Fokalisierung Fridolins, der das erzählt, was er erzählen möchte. Er präsentiert sich selbst als treuen Diener, aber nimmt genauso auch seine untergeordnete Rolle und die damit verbundene Form von Machtausübung wahr. Seine Erzählung beschreibt die Begegnung mit Milada, die in manchen Punkten an jene von Pernett und Maruschka erinnert. Die grundlegende Erzählperspektive ist hier gleich, ein sich als überaus fleißig empfindender Mann entdeckt sein Begehren für ein junges, ihm sozial unterlegenes Mädchen. Obwohl ein Unterschied in der ethnischen und beruflichen Position der Erzähler besteht, ist der Erzählton, der gegenüber dem Mädchen verwendet wird, derselbe. Der wichtigste Unterschied liegt jedoch in der Erzählsituation, denn Fridolin als tschechischer Diener darf seine Erzählung nicht alleine – so wie Pernett – berichten. Die Rahmung hat damit auch eine einschränkende Funktion, die den Anschein erweckt, den anderen – sozial unterlegenen – Erzähler „erziehen“ zu wollen.

In ***Er lasst die Hand küssen*** vollzieht sich die Handlung im Zuge eines Gesprächs zwischen einer Gräfin und einem befreundeten Grafen. Während die Erzählzeit der Rahmenhandlung mit der erzählten Zeit ident ist, spielt das Binnengeschehen ungefähr zwei Generationen davor.

Die als Dialog angelegte Rahmenerzählung weist eine Nullfokalisierung auf. Die Funktion der heterodiegetischen Erzählung geht dabei weit über eine einleitende Rolle hinaus. Sie kommentiert und reflektiert fortlaufend den Handlungsverlauf der

Binnenerzählung. Die Kommentare beziehen sich einerseits auf die Darstellung des historischen Kontexts sowie auf die Haltung der Figuren der Rahmenhandlung dazu, andererseits wird auch hier die ewige Debatte über den Wahrheitsgehalt literarischer Werke – das Verhältnis von Wahrheit und Fiktion – thematisiert. Dieses Spannungsverhältnis wird schon am Beginn deutlich, wo das Geschehen als fiktive Erzählung eingeführt wird. Zum einen befinden sich die beiden Figuren der Rahmenhandlung in einer typischen Erzählumgebung. So definiert sich die Gräfin gleich als reine Zuhörerin und nicht auch als aktive Rezipientin, wenn sie behauptet: „ich werde Ihnen zuhören; glauben aber – nicht ein Wort“ (EIHk 230), während der Graf wie ein Vorleser „behaglich [...] in seinem großen Lehnssessel“ (EIHk 230) sitzt. Außerdem beginnt der Graf seine Erzählung mit den Worten „Es war“ (EIHk 232), die an jene eines Märchens erinnern. Der Graf und die Gräfin erhalten keine Namen und können so als Vertreter des gesamten adeligen Standes gelesen werden, die mit der Auflösung der Feudalordnung ihre Macht schwinden sehen. Die Erinnerung möchte die Weitergabe einer Erfahrung darstellen, aus der zu lernen ist. Die Novelle ist über ihren narrativen Charakter hinaus auch didaktisch ausgerichtet, der Erzähler der Rahmen- sowie Binnenhandlung hat daher nach Genette eine ideologische Funktion, die durch Kommentare, die zu Einschüben in das Binnengeschehen werden, sichtbar wird. Diese entlarven die Gräfin der Rahmenhandlung zum einen als Vertreterin des alten Adels, weshalb sie nicht aufnahmefähig für die Gründe ist, die die Veränderungen bewirkten<sup>151</sup>, zum anderen – in einem allgemeineren Kontext – als Vertreterin der Leser, die aus Erfahrungen lernen sollten. In der Weitergabe von Erfahrungen liegt nach Walter Benjamin die Hauptfunktion von Erzählungen. Benjamin spricht dem Erzähler die Rolle des Ratgebers zu, die in praktischen Anweisungen oder auch in einer moralischen Erzählung besteht.<sup>152</sup> Dieser Funktion nimmt sich der extradiegetisch-heterodiegetische Erzähler an, die er tiefergehend durch den

<sup>151</sup> Bevor die Erzählung des Grafen beginnt, wird die Feudalordnung thematisiert. Wenngleich der Graf die strenge Festhaltung der Gräfin am feudalen System nicht völlig teilt, erzählt er die Handlung nicht neutral, sondern durchaus ironisch. Siehe dazu Eda Sagarra: Herr-Diener-Konstellationen in Marie von Ebner-Eschenbachs Erzählung *Er laßt die Hand küssen*. In: Polheim, Karl Konrad (Hg.): Marie von Ebner-Eschenbach. Ein Bonner Symposium zu ihrem 75. Todesjahr. Bern, Wien u.a.: Lang 1994. S. 229-237; sowie Linda Kraus Worley: Telling Stories/Telling Histories. Marie von Ebner-Eschenbach's "Er laßt die Hand küssen". In: Cramer, Sabine (Hg.): Neues zu Altem. Novellen der Vergangenheit und der Gegenwart. München: Fink 1996. (Houston German studies 10). S. 43-56. Nach Sagarra ist die Position des Erzählers durchgehend eine ironische. Die Novelle hat eine erzieherische Rolle, die in den ironischen Brechungen der Erzählweise liegt, mittels derer die Position der Gräfin als allumfassende Herrscherin („Recht auf Leben und Tod“) kritisch betrachtet und damit provoziert wird. Der Erzähler ist dabei aber der Obrigkeit zuzuordnen. Dies geht aus seiner verwendeten Sprache hervor, z.B. wie er über Mischkas Vater als Autoritätsperson spricht. Auch Worley sieht den ironischen Erzählton als Mittel, um die Gräfin als Zuhörerin bzw. die Leser zu provozieren. Diese Technik ist nach Worley in der vom Graf erwähnten „Kriegslist“ ausgedrückt.

<sup>152</sup> Vgl. Walter Benjamin: Der Erzähler. Betrachtungen zum Werk Nikolai Lesskows. In: Benjamin, Walter: Gesammelte Schriften. Bd. 2. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1977. S. 438-465, S. 442-443.



Binnenerzähler veranschaulicht. Der Graf der Rahmenhandlung wird zum Erzähler der Binnenhandlung und auch explizit als solcher benannt: „Der Erzähler machte eine Bewegung der höflichen Abwehr und fuhr fort: „Es war bei einem Erntefest und Mischka der Kranzträger [...]“ (ElHk 232). So beginnt er eine Erinnerung wiederzugeben, die jedoch nicht er selbst erlebt hat, sondern seine Großmutter in der Zeit vor 1848. Die Binnenhandlung wird somit intern fokalisiert, wobei der Erzähler aus der Perspektive seiner Großmutter spricht, die Wahrnehmung bleibt daher subjektiv. Der Enkel wird zu einem heterodiegetischen Erzähler, der nicht aktiv am Geschehen teilgenommen hat. Dennoch ist er aufgrund von Erinnerungsberichten seiner Verwandten oder späteren Gesprächen mit den Figuren der Binnenhandlung fähig, diese Geschichte zu berichten: „„Waren Sie dabei?“ fiel die Gräfin ihrem Gaste ins Wort. „Bei dieser Referenz gerade nicht, aber bei späteren des edlen Fritz“, erwiderte der Graf, ohne sich irremachen zu lassen“ (ElHk 233). Die Erinnerung wird so – bevor sie überhaupt erzählt wird – als nicht vertrauenswürdig abgestempelt und somit auf den konstruierten Charakter von narrativen Texten verwiesen. In der Erinnerung kann keine Objektivität liegen, dies wird von der zuhörenden Gräfin durch Einschübe in die Erzählung des Grafen betont. Die Anwesenheit der Gräfin als kritische Zuhörerin ist stets präsent. Ihre Kritik bezieht sich aber in erster Linie auf die Belegbarkeit der Geschichte, die vom Erzähler als wahr bezeichnet wird und die dieser als Reaktion darauf auch immer wieder mit Angaben von Quellen versieht:

Der unwilligen Zuhörerin dieser Erzählung wurde es immer schwerer, an sich zu halten, und sie rief nun: „Sie behaupten, daß Sie nicht dabei waren, als diese denkwürdigen Reden gewechselt wurden? Woher wissen Sie denn nicht nur über jedes Wort, sondern auch über jede Miene und Gebärde zu berichten?“ „Ich habe die meisten der Beteiligten gekannt und weiß – ein bißchen Maler, ein bißchen Dichter, wie ich nun einmal bin –, weiß aufs Haar genau, wie sie sich in einer bestimmten Lage benommen und ausgedrückt haben müssen. Glauben Sie Ihrem treuen Berichterstatte (ElHk 236)

Der Erzähler der Rahmenhandlung beschreibt die Zuhörerin als unwillig und den Berichterstatte als treu. Die Rollen sind so im didaktischen Sinne aufgeteilt. Ein verantwortungsvoller Autor möchte seinem Publikum etwas Bestimmtes, wovon seine Leser profitieren, mitgeben. Dass in jeder Erzählung – sei es ein Bericht oder ein Roman – durch die gewählte Sprache des erzählenden Subjekts immer eine gewisse Form von Fiktion mitschwingt, wird durch den Vergleich des Erzählers mit einem Künstler deutlich.

Die Erzählhaltung des Grafen in der Binnenhandlung ist keine neutrale, da seine Großmutter Protagonistin des Geschehens ist. Die familiäre Verflechtung ist beispielsweise zu spüren, als der Graf die Handlungen der Gräfin zu verteidigen versucht. So meint er, dass seine Großmutter in Bezug auf Mischkas Bestrafung

„übereilt“ (ElHK 230) gehandelt habe und es „ihr später auch leid getan haben soll“ (ElHK 230). Damit werden die Taten der Großmutter abgeschwächt und ihr die Eigenschaften der Reue und der Einsicht verliehen. Trotz des Verwandtschaftsverhältnisses ist der Graf nicht ausschließlich der Seite seiner Großmutter zuzurechnen, sondern auch jener Mischkas. Dies ergibt sich zunächst durch die Information bezüglich seiner Herkunft: „„Ja, ja, es ist schrecklich. Die Schwäche liegt mir im Blut – von meinen Vorfahren her.“ Er seufzte ironisch und sah die Gräfin mit einer gewissen Tücke von der Seite an.“ (ElHK 231). Die „Tücke“ impliziert etwas Heimliches, was nicht ausgesprochen wird und stellt den Erzähler gleichzeitig über seine ZuhörerIn, da er über einen Wissensvorsprung verfügt. Der Erzähler führt etwas im Schilde, worüber sich weder die ZuhörerIn noch der Leser im Klaren sind. Auch dies spricht für eine didaktische Funktion, die hier in der Kritik der vorherrschenden Machtverhältnisse besteht. Das was zu lernen ist – die Bewusstwerdung des Adels über die Tragweite seiner Entscheidungen – muss erst begreifbar gemacht werden, auch wenn dazu „Tücke“ und „List“ erforderlich sind.

Die Schwäche, die dem Grafen im Blut liegt, wird auch Mischka zugesprochen. Eine eindeutige national, ethnische Herkunft wird aber weder in der Rahmen- noch in der Binnenhandlung vorgenommen. Auf narrativer Ebene ist das als unbedeutend einzustufen, denn dem Textverständnis tut dies keinen Abbruch. Es ist aber auch ein Zeichen dafür, dass politisch schwierige Aspekte dieser Zeit eher indirekt angesprochen wurden, oder dass es sich – wie vermutlich in diesem Fall – um keine politische Schrift handelt. Die Identifizierung des Grafen geht sogar so weit, dass er mit Mischkas Figur zu verschmelzen scheint:

Der Mischka, der zu Hause war, als die Botschaft kam, schämte sich in seine Haut hinein...“ „Es ist doch stark, daß Sie jetzt gar in der Haut Mischkas stecken wollen!“ fuhr die Gräfin höhnisch auf. „Bis über die Ohren!“ entgegnete der Graf, „bis über die Ohren steck ich darin! Ich fühle, als wäre ich es selbst, die Bestürzung und Beschämung, die ihn ergriff. Ich sehe ihn, wie er sich windet in Angst und Verlegenheit, einen scheuen Blick auf Vater und Mutter wirft [...] ich höre sein jammervoll klingendes Lachen bei den Worten des Vaters (ElHK 237)

Die Zuspitzung verstärkt Mischkas Position und trägt zur didaktischen Funktion bei. Ein Vertreter der adeligen Schicht stellt sich auf die Ebene eines mittellosen Schlossarbeiters. Hier hebt nicht nur der Erzähler seine Rolle selbst auf, sondern löst auch das Machtverhältnis und lässt den Grafen zum Diener werden.

Außerdem kann innerhalb der Binnenhandlung das Theaterspiel, welches die Großmutter veranstaltet, als verklärende Rahmung zu Mischkas Untergang verstanden werden. Im von der Großmutter selbst gedichteten Schäferspiel „in vortrefflichen Alexandrinern“ (ElHK 245) inszeniert sich die Gräfin als moralische Leitfigur, die ihrem

Gefolge Werte wie Treue und Freundschaft näher bringen möchte. Dabei gibt es auch einen Untergebenen, zu dem sie sich hingezogen fühlt. Dieser heißt nicht Mischka, aber Myrtill. Anders als die Binnenhandlung, endet das Schäferspiel harmonisch. Die Zuschauer brechen in unumschränkte Begeisterung aus, auch hier treibt der Erzähler das Geschehen an die Spitze und zeigt so die Selbstinszenierung, die hinter jeder Macht steckt:

Gleich nach dieser Eröffnung brach ungemessener Jubel im Auditorium los und steigerte sich von Vers zu Vers. [...] Die Ovationen dauerten noch fort, als die Herrschaften schon ihre Wagen oder ihre Pferde bestiegen hatten [...] Die Herrin stand unter dem Portal des Schlosses und winkte den Scheidenden grüßend und für ihre Hochrufe dankend zu. Sie war so friedlich und fröhlich gestimmt, wie dies einem Selbstherrscher, auch des kleinsten Reiches, selten zuteil wird. (ElHK 245)

Dies beschreibt die idealen Machtverhältnisse. Die tugendhafte Gräfin lehrt ihren Untertanen, wie es sich zu leben hat. Diese müssen die genauen Absichten dahinter nicht einmal erkennen, es reicht, die Herrscherin einfach zu verehren. Mit dem als eindeutig fiktiv gekennzeichneten Theaterspiel wird der tragische Ausgang Mischkas Geschichte unterstrichen. In der „realen“ Welt funktionieren die Machtstrategien nicht so leicht wie in dem Schäferspiel.

Die Novelle **Mašlans Frau** ist komplex strukturiert. Die Rahmenhandlung kann in zwei Teile, die beide eine Nullfokalisierung aufweisen, gegliedert werden. Die Erzählzeit stimmt dabei mit der erzählten Zeit überein. Der erste Teil des Rahmengeschehens wird auf heterodiegetische Weise dargestellt. Der Dorfarzt Vanka trifft hier auf den Pfarrer des Ortes und beginnt mit ihm ein Gespräch über das Ehepaar Mašlan.

An dieser Stelle schiebt sich das Binnengeschehen ein, dass die Vergangenheit des Ehepaares beschreibt. Vanka wird so zu einem homodiegetischen Erzähler, der die Geschichte in Form seiner eigenen Erinnerung wiedergibt. Er nimmt dabei eine beobachtende Rolle ein, ist Zeuge des Geschehens oder direkt daran beteiligt, zum Beispiel durch Gespräche mit den Protagonisten. Vanka ist somit auch Figur in der Binnenhandlung und verfügt über eine interne Fokalisierung auf Evi als auch auf Matěj. Die Gespräche ergeben sich durch Arzt-Patienten-Situationen, gehen aber stellenweise weit über diese hinaus und haben ebenso einen freundschaftlichen, persönlichen Charakter. Insbesondere ist das bei Vankas Gesprächen mit Evi zu spüren. Er stellt sich auf die Seite der wohlhabenden Bauerstochter und wertet sie im Gegensatz zu seiner Darstellung Matějs auf. So beschreibt er sie als „unumschränkte Herrin“ und setzt ihren Hof mit einem Schloss gleich. Vanka ist kein neutraler Erzähler und fixiert Matěj Mašlan in seiner Rolle als Ehebrecher sowie als „Halbfremder“ und

stellt ihn damit an den Rand der Dorfstruktur. Evi verdient seiner Meinung nach etwas Besseres:

Ich muß oft denken, ob das ein Unglück wäre, wenn ihrem Mann etwas zustieße. Es wäre kein Unglück, nur ein Schmerz. Sie würde ihn betrauern, ihn im besten Andenken behalten und sich vielleicht mit der Zeit entschließen, einen anderen zu nehmen, der besser für sie gepaßt hätte. (MF 463)

Der Erzähler nimmt hier die Gedanken einer anderen Figur wahr und gibt so Informationen preis, die nach Genette eine Paralepse, einen „Verstoß gegen die momentane modale Wahl“<sup>153</sup>, darstellen. Dadurch holt Vanka Evi näher an sich heran und verstärkt seine Eignung als Erzähler, der über ausreichend Wissen verfügt. Er ist es auch, der Stereotype in Bezug auf Evi als auch auf Matěj ins Spiel bringt. Vankas Rolle als Erzähler ist eine weit umfassende. Da er die Position aller Beteiligten – vom Grafen über die Masse der Dorfbevölkerung bis zum Diener – einnimmt und für diese spricht. Zur Person Vankas lässt sich die Vermutung äußern, dass er slawischer Herkunft ist, da er eine tschechische Kampfzeitung liest und diese wohl in tschechischer Sprache geschrieben ist. Außerdem deutet auch sein Nachname darauf. Der Arzt wird als melancholischer alter Mann eingeführt, blüht jedoch auf, als Interesse an seiner Person gezeigt wird und sein Wissen benötigt wird. So werden seine Augen anfangs als klein und blau beschrieben, später seine Haare aber als stark und stahlgrau. Im Gegensatz zum alternden Arzt steht der erst neu in das Dorf gekommene Pfarrer, „ein noch junger, großer, breitschultriger Herr“ (MF 455), der im Dialog für christlich moralische Einschübe sorgt, beispielsweise als Vanka auf den geplanten Selbstmord des Liebespaares zu sprechen kommt: „Abermals unterbrach ihn der Pfarrer: „Wollten sie miteinander sterben. Nur so ohne weiteres. Was liegt an der Todsünde, an der ewigen Verdammnis!““ (MF 459).

Den zweiten Teil der Rahmung schildert ebenfalls ein Erzähler heterodiegetischer Art. Der Handlungskontext sind Gespräche des Pfarrers, einerseits mit Evi auf ihrem Hof, andererseits mit Matěj in seiner Mühle, um sie zu einer Vereinigung zu bewegen. In der Folge wird als Abschluss der Novelle der Tod Matějs und die anschließende Rückkehr zu seiner Frau dargestellt.

In der feudalistisch geprägten Dorfstruktur in Mähren steht der Graf bzw. die Gräfin an der Spitze der Gesellschaft. Ihre Macht beschränkt sich nicht auf das Arbeitsverhältnis, sondern betrifft auch das Privatleben ihrer Diener. Eine Außenposition nehmen die Figuren ein, die eine bestimmte Funktion inne haben, die dem Allgemeinwohl dient, wie etwa ein Arzt oder Priester. Der extradiegetisch-heterodiegetische Erzähler berichtet

---

<sup>153</sup> Genette, Erzählung. S. 242.

mit Hilfe dieser beiden Figuren, die nicht wie Mašlan Untergebene des Grafen sind. Die Erzählung vermittelt dadurch einen neutralen Ausdruck des Geschehens. Im Gegensatz zum Ehepaar erhalten die Figur des Arztes sowie des Pfarrers auch keine Kritik.

So ist es nie alleine die Subalterne, die in den Novellen als Erzähler fungiert. Die Erzähler gehören der oberen Schicht an. Sie zeigen zwar auch Personen aus anderen, niederen gesellschaftlichen Positionen, doch der Lauf der Erzählung bleibt in der Hand der adeligen bzw. der Feudalordnung angehörenden Erzählern. Weitergehend betrachtet, ist es aber auch die Subalterne, die wahrnimmt. Sprechen ist damit nicht mit Wahrnehmen gleichzusetzen. Wahrnehmen geschieht durch Perspektivenwechsel, aber vor allem durch ambivalente Situationen, die einseitige Machtverhältnisse in Frage stellen und manchmal – wenn auch nur für kurze Momente – zum Kippen bringen.

## 7. Räumliche Verortung von Differenz

In den Novellen werden Differenzen konstruiert, die räumlich verortet werden. Landschaft erhält somit Bedeutung bzw. lässt auf die Identität ihrer Bewohner schließen. Telse Hartmann spricht in diesem Zusammenhang von einer wichtigen Frage an literarische Texte betreffend die Identitätskonstruktion. Für eine kulturwissenschaftliche Untersuchung kann die Frage nach der Funktion von „inszenierten Räume[n] und Orte[n] als kulturelle Identifikationsfelder“<sup>154</sup> nicht außer Acht gelassen werden. Es geht unter anderem um die Verbindung von Ort und Kultur genauso wie die von Kultur und Natur im Hinblick auf die Abgrenzung vom Eigenen zum Anderen.<sup>155</sup>

### 7.1. Opposition: Schloss – Dorf

Das Schloss, gräflicher Besitztum, und die daran grenzende Dorfstruktur sind die zentralen Handlungsschauplätze. Ausgehend vom Schloss als Zentrum ist je nach sozialem Rang die Gesellschaft angesiedelt. Je näher man dem Schloss und ihren Besitzern kommt, desto weiter oben steht man in der Hierarchie.

Es wurde schon erläutert, dass die ländlichen Gebiete Mährens wirtschaftlich erfolgreich waren und auf eine Vielzahl an arbeitenden Personen zurückgreifen konnten. Als die Industrialisierung einsetzte, entstanden in und um die mährischen Dörfer auch eigene Arbeitersiedlungen. Fixer Bestandteil der Dorfstruktur waren aber stets die Schlossangestellten, Bauern sowie Tagelöhner. Ihr Nutzen für die Adeligen bestimmte den Wohnort im Dorf und so die räumliche Distanz zum Schloss.

In *Die Troglodytin* kommt es bei Pernetts Ortsbeschreibung zu einer dreistufigen Anordnung der Dorfstruktur. Direkt im Ort, „in dessen nächster Nähe sich das Schloß befand“ (dT 7), wohnen jene, die über Geld und Besitz verfügen. Dies ist ein belebter Platz, von dem die herrschende Ordnung ausgeht, da „auch das Gericht des Bezirkes dort seinen Sitz [hatte]“ (dT 7). Danach wird zwischen den ausgebildeten und den unausgebildeten Arbeitskräften unterschieden. Jene, die sich aufgrund der Industrialisierung zu den Fachkräften zählen können, wohnen zwar „außerhalb des Ortes“ (dT 7), aber in „mit kleinen Gärten versehenen Häusern [...] nach englischem

---

<sup>154</sup> Telse Hartmann: Kultur und Identität. Szenarien der Deplatzierung im Werk Joseph Roths. Basel, Tübingen: Francke 2006 (Kultur – Herrschaft – Differenz 10). S. 14.

<sup>155</sup> Ebd. S. 13-14.

Muster [...] deren Mehrzahl bereits anfang, sich mit allerlei socialistischen Problemen zu beschäftigen“ (dT 7). Dies sind auch die Personen, die nicht im Dienste des Grafen stehen und somit keinen Bezug mehr zur feudalen Ordnung haben. Sie setzen sich daher auch schon mit politischen Themen auseinander. An welchen Orten die unausgebildeten unteren Stände leben, wird als letzte Stufe geschildert, wo die soziale Differenz symbolisch dementsprechend verortet wird:

Im Rücken des Ortes selbst hingegen, an den zerklüfteten Ufern eines weitläufigen Baches, hatte eine andere Ansiedlung platzgegriffen, die sich wüst und unfreundlich genug ausnahm. Denn dort hausten niedrige Löhner und Handlanger, die, mit ihren zahlreichen Familien in schlecht gemauerten Hütten bunt zusammengepfercht, ein von Noth und Kümmerniß bedrängtes Dasein fristeten. Unter ihnen befand sich auch ein herunter gekommener Mensch, Namens Kratochwil. (dT 7)

Die untere Schicht befindet sich nicht außerhalb, sondern im „Rücken des Ortes“, dort wo sie aus dem Blickwinkel der restlichen Dorfeinwohner verschwindet. Zum Symbol von Differenz wird hier auch das Gewässer, das mit absteigendem sozialem Rang immer weniger attraktiv wird. So fließt durch den Ort ein Fluss, während die untere Schicht nur über ein zerklüftetes Ufer eines Baches verfügt. Hier ist auch keine Struktur zu spüren, denn die Leute hausen, anstatt zu wohnen und fristen ein bunt zusammengepferchtes Leben. Es gibt hier keine Ordnung wie in der Arbeitersiedlung, hier herrscht Chaos. Die „andere Ansiedlung“ erscheint auch stereotypisch aufgeladen, wenn große Familien als wüst und unfreundlich beschrieben werden. Wie noch zu sehen sein wird, sind es die scheinbar Nicht-Zivilisierten, denen ein starker Fortpflanzungstrieb zugeschrieben wird und die somit als Großfamilien erscheinen. Maruschkas Familie, die Familie Kratochwil von slawischer Herkunft, steigt sogar noch weiter ab, indem sie sich in einem Erdloch niederlässt:

Da fügte es der Zufall, daß die Landplage der wandernden Zigeuner auch wieder einmal über den Ort kam. Man mußte diesen Nomaden eine mehrtägige Lagerung außerhalb des Weichbildes gestatten und stellte ihnen eine versandete Hutweide an [sic!] linken Ufer des Flusses zur Verfügung, wo auch alsbald eine Reihe löcheriger Zelte aufgeschlagen war. Nach ihrem Abzuge zeigte sich eine geräumige Erdvertiefung [...] Auf diese Ueberreste einer annähernd menschlichen Behausung stürzten sich die Kratochwil, welche das braune Volk die ganze Zeit über mit scheeläugiger Neugierde umlauert hatten, wie Habichte und nahmen sofort davon Besitz. (dT 8-9)

Maruschkas Familie besetzt ausgerechnet den verlassenen Wohnort der „wandernden Zigeuner“ und hat damit die unterste Position der sozialen Ordnung erreicht. Die Roma werden als eine Gruppe dargestellt, die über Jahrhunderte hinweg – auch noch heute – in der Skalierung ethnischer Gruppen immer an unterster Stelle zu finden ist. Es war jedoch Pflicht der Gemeinde, diesen Personen Aufenthalt zu gewähren. Der Fluss

dient als Symbol des Ausschlusses, der die Roma von den sesshaften und damit „rechtmäßigen“ Einwohnern des Ortes auf natürliche Weise abgrenzt.

Auch in *Herr Fridolin und sein Glück* kommt dem Schloss eine entscheidende Rolle zu. Der Erzählrahmen spielt in einem „nicht weit vom Schlosse entfernten Gasthause“ (FsG 54). Dieser gesellschaftliche Ort, der Grundbestandteil jeder Dorfstruktur ist, hat die Kraft, obwohl er als „niedere[n], verräucherte[n] Wirthsstube“ (FsG 54) beschrieben wird, sämtliche Einwohner des Dorfes, ungeachtet ihrer Standeszugehörigkeit, zu versammeln und an einen Tisch zu bringen. Daher ist es auch möglich, dass hier ein angesehener Schlossgast auf einen Diener trifft. Dies wäre weder im Schloss als Arbeitsplatz des Dieners vorstellbar, noch in seiner Wohnstätte, wohin es den Schlossgast nie verschlagen hätte. Die spezielle soziale Position Fridolins wird auch durch seinen Wohnplatz ausgedrückt. Je weiter er in seinem Beruf als Knecht bzw. Diener aufsteigt, desto näher befindet er sich dem Schloss. Das Ausmaß der sozialen Differenz spiegelt sich so in der räumlichen Distanz zum Schloss wider. Nach seiner Heirat und der damit verbundenen Beförderung darf Fridolin mit seiner Frau „in einem Nebengebäude eine sehr geräumige, nett ausgestattete Wohnung“ (FsG 49) beziehen. Die ehrenwerten Eigenschaften Fridolins werden veranschaulicht durch die Beschreibung seiner Wohnstätte:

Und eine geordnetere, behaglichere Häuslichkeit, als die seine, konnte es kaum mehr geben. Das Wohnhaus glich einer kleinen Villa. Es sah auf ein schmuckes Vorgärtchen, in welchem hochstämmige Rosen prangten, und rückwärts dehnte sich ein geräumiger Obst- und Gemüsegarten aus. Abgegrenzt wurde dieser durch einen großen Hühnerhof, wo es in allen Tonarten gackerte, schnatterte und gluckste, so wie durch eine Reihe hölzerner Koben, aus welchen von Zeit zu Zeit fröhliches Grunzen drang. (FsG 50-51)

Wie Fridolin als „Perle unter den Dienern“ (FsG 489) hervorsteht, so hebt sich auch seine Wohnung als „Villa“ ab. Außerdem besitzt er einen Garten und eine kleine bäuerliche Wirtschaft. Fridolin verfügt somit über Besitz, was seinen Platz in der herrschenden Ordnung festigt.

Im Gegensatz dazu bringt dem Diener in *Er lasst die Hand küssen* die Nähe zum Schloss keine Aufbesserung der sozialen Position. Zumindest ist dies nicht bei allen Untergebenen der Fall. Das Schloss wird in der Novelle negativ konnotiert und steht so auch für den Untergang des Schlossangestellten Mischka. Der Kammerdiener Fritz hingegen befindet sich schon im Schloss und hat hier seinen festen Platz. Der Wohnort der Herrscherin ist aber ein Ort, der nur vordergründig für Wohlstand und Ordnung



steht. Im Lauf der Handlung stellt sich heraus, dass dessen Bewohner unmoralisch und selbstbestimmt agieren. Eda Sagarra fasst dies folgendermaßen zusammen:

Wer sich in den Bannbereich der Herrschaft begibt oder, wie Mischka gezogen wird, fällt der Verderbnis anheim. Je näher der Herrin, um so gefährdeter die moralische, oder wie es sich im Fall Mischkas erweisen sollte, die physische Person.<sup>156</sup>

Mischka scheint vom Schloss unausweichlich angezogen zu werden. Die Anziehung, die sich ausgehend von der Gräfin ergibt, erfolgt schrittweise und holt den Diener in den Raum des Schlosses. Sie bringt den jungen Arbeiter vom Feld in ihren Garten und möchte durch die Verringerung der räumlichen Distanz die Nähe zu ihm ermöglichen. Die Begierde der Gräfin bedeutet für das begehrte Objekt zugleich auch Kontrolle. Denn alles, was in der Reichweite des Schlosses ist, kann von der Herrscherin besser beobachtet und somit kontrolliert werden:

Mischka trat die neue Beschäftigung an und versah sie schlecht und recht. ‚Wenn er fleißiger wäre, könnt’s nicht schaden‘, sagte der Gärtner. Dieselbe Bemerkung machte meine Großmutter, als sie einmal vom Balkon aus zusah, wie die Wiese vor dem Schlosse gemäht wurde. (ElHK 233)

Das Schloss mit seinem Balkon gleicht in dieser Szene einem Panoptikum und steht für die Überwachung und die damit im Zusammenhang stehende Disziplinierung der Schlossangestellten.

In *Mašlans Frau* wird dem Schloss als Machtzentrum ein „großes Bauerngut“ (MF 455) gegenübergestellt. Evi ist zwar die Frau des Dieners, doch sie bleibt stets auf ihrem Hof und sieht sich dem Schloss nicht zugehörend. Der Bauernhof steht auch für die angesehene Stellung der Frau in der gesellschaftlichen Ordnung des Dorfes, die ihr während der gesamten Erzählung nicht abgesprochen wird:

Das Haus Frau Mašlans lag auf dem ziemlich großen und ziemlich gut gehaltenen Platze des Dorfes, dem Teiche gegenüber, zu dem hin das Terrain sich senkte. Als Seitenstück zum siebenhügeligen Rom durfte Raudnowitz sich die siebenbucklige nennen, denn nicht weniger Erhöhungen bildete der Boden, auf dem die Ortschaft erbaut war. Den höchsten von allen krönte das stattlichste Gehöft. Sein mit Schieferplatten gedecktes Dach überragte alle, sogar die ansehnlichsten Bauernhäuser, die den Platz nach rechts und links im unregelmäßigen Halbkreis umschlossen. (MF 471)

Die überragende Lage des Hofes hat hier keine kontrollierende oder disziplinierende Funktion, sondern steht einzig für Evis hervorragende soziale Position. Die Analogie zu Rom spiegelt die christlich moralische Ausrichtung der Novelle wider und unterstreicht die Rechtmäßigkeit von Evis Verhalten gegenüber ihrem untreuen Ehemann. Der

---

<sup>156</sup> Sagarra, Herr-Diener-Konstellationen. S. 231.

Diener Matěj braucht hier etwas, um dagegenhalten zu können. Das Schloss wird daher zu einem Ort, mit dem er sich identifizieren kann. Als es zum Streit und der darauf folgenden Schwurszene kommt, beruft er sich auf dieses. Mašlan fühlt sich als Diener des Grafen durch das Schloss geschützt und daher mächtiger als seine Frau. Evis überragendes Bauernhaus diffamiert er als „Bauernbaracken [sic!]“ (MF 469), während sie sich unterstehen soll, „aufs Schloß zu kommen“, denn da „gibt’s kein Verzeihen“ (MF 469). Auch in dieser Novelle von Ebner-Eschenbach kommt dem Schloss keine positive Bedeutung zu. Statt Anerkennung und Wohlstand finden sich dort Demütigung und Gewalt.

## 7.2. Naturräume

Als Gegenpart zum Schloss steht insbesondere die Natur. In diesem Zusammenhang wurden zwei Motive ausgewählt, die den Novellen gemeinsam sind. Zum einen wird die Natur durch das Motiv der Idylle bedeutend. Zum anderen tritt der Wald als symbolisch markierter Ort in Erscheinung.

### 7.2.1. Die Idylle

In der Erzählung *Die Troglodytin* wird mit der Idylle Ambivalenz ausgedrückt. Der höhlenartige Wohnort der Familie Kratochwil wurde bereits beschrieben und wird im Weiteren plötzlich als Villa bezeichnet:

Mit höhnischer Verwunderung blickte man nach dem seltsamen Anwesen, das sich, von zwei jungen Silberpappeln überragt, eigentlich ganz malerisch ausnahm. Einige Spaßvögel hießen es bereits „Villa Kratochwil“; der Wirthschafts-Adjunct aber hatte die Inwohner einmal gesprächsweise die Troglodyten genannt, und diese, wenn auch nicht ganz zutreffende Bezeichnung war ihnen seither im Munde Vieler geblieben. (dT 9)

Der affirmativ gemeinte Name „Villa Kratochwil“ und die gleichzeitige Benennung der Familie als Troglodyten laden die Wohnstätte mit Bedeutung auf. Es wird auf ironische Weise ein Ort konstruiert, der für die Charakteristik der Familie steht. Die Anderen werden zu Höhlenmenschen und damit als primitiv sowie unterlegen gekennzeichnet. Der Wohnort der Familie Kratochwil wird so zwar als seltsam empfunden, aber auch als idyllisch, „eigentlich ganz malerisch“, imaginiert. Die „Villa Kratochwil“ als Idylle ist ein Ort, der Ursprung und Geborgenheit ausdrückt sowie Natur und Kultur in einem verräumlicht.<sup>157</sup>

---

<sup>157</sup> Siehe dazu Burdorf u.a., Metzler Literatur. S. 340-341. Das Motiv der Idylle findet sich in der Literatur unterschiedlich ausgelegt wieder. Ursprünglich als harmonische Koexistenz von Natur und

Ein idyllisches Motiv um das Andere darzustellen, findet sich auch in *Er lasst die Hand küssen*, als die Gräfin bei einer „Wanderung eine idyllische Szene belauschte. Sie sah Mischka unter einem Apfelbaum am Feldrain sitzen, ein Kindlein in seinen Armen“ (ElHk 235). Auch ein Mädchen gehört diesem Bild an, das „dem Treiben der beiden“ (ElHk 235) zusah. Dass die Idylle trügerisch ist, zeigt sich wenig später. Die Gräfin geht davon aus, dass es sich hierbei um Mischkas Geschwister handelt. Der Direktor stellt die Situation aber klar: „es wird wohl – ich bitte um Verzeihung des obszönen Ausdrucks – die Geliebte Mischkas und, mit Respekt zu sagen, ihr Kind gewesen sein“ (ElHk 236). Die Idylle steht hier für die Doppelmoral der Gräfin. Einerseits ist sie als Herrscherin über ihr Gut auch für das Wohl ihrer Untertanen verantwortlich, andererseits handelt sie nur nach ihren eigenen Interessen. So wie die Idylle trügerisch ist, so ist es auch die Gräfin.

### 7.2.2. Der Wald

Ein negativ konnotiertes Bild zur Idylle wird durch den Naturraum Wald entworfen, der als Ort des Rückzugs und des Geheimen gilt und so zu einem bedeutenden Schauplatz in den vier zu untersuchenden Novellen wird.

In *Die Troglodytin* begegnet Pernet Maruschka anfangs im Verborgenen des Waldes. Als Forstarbeiter ist dies sein Arbeitsplatz, wo das Mädchen als Eindringling empfunden wird. Das Begehren geschieht nicht nur im Geheimen, sondern auch in der Stille. Der Wald wird so zum Symbol von Pernetts Charakter, der selbst angibt, „nur sehr selten aus dem Wald heraus[zukommen], was ich übrigens gar nicht bedauerte. Denn ich war kein Wirtshausgeher [...] kein Freund des Kegelschiebens und sonstiger Unterhaltungen“ (dT 5). Der Wald als geschlossener Raum spiegelt aber auch die Grenzen der Begierde wider. Am Ende fordert Maruschka Pernet auf, mit ihm in den Wald zu gehen. Nur dort scheint die Vereinigung der beiden möglich. Die Verführung geschieht offen und direkt, die „Troglodytin“ ist kein Mädchen mehr und spricht ihre Wünsche, im Gegensatz zu Pernet, deutlich aus:

Gleich einer wilden Katze sprang sie an mir hinauf und umklammerte mich, als wollte sie mich erwürgen, während ihre dunstigen Lippen die meinen suchten. [...] „Komm“, keuchte sie, „komm’ mit mir in den Wald hinein! Dort ist es Nacht – kein Mensch sieht uns – komm’ komm’!“ Sie trachtete, mich in wüthender Umklammerung mit sich fortzuziehen. [...] trotz allen Ekels und Abscheus, trotz der Furcht, die ich jetzt vor ihr empfand, fühlte ich doch eine plötzliche Wallung des Blutes, meine Sinne drohten sich zu verwirren; ich befand mich in einer entsetzlichen Lage.... (dT 44)

---

Kultur im Bild des Hirtenlebens festgeschrieben, über Anti-Idyllen bis zum Topos literarischer Selbstreflexion (vgl. Goethes „Novelle“).

Steht der Wald aus Pernetts Sicht für Arbeit und Ordnung, wird er bei Maruschka zu einem Ort der Unmoralität. Die Frau, die in Analogie zur Natur gesetzt wird, so wohnt sie zum Beispiel in einem Erdloch oder wird hier zur wilden Katze, verschmilzt mit dem Wald. In der „Umklammerung“ drückt sich das beklemmende Gefühl des Begehrens aus. Für einen kurzen Augenblick eröffnet sich dem Forstarbeiter dadurch ein Raum, der Pernetts Schwanken zwischen Ablehnung und Begehren zeigt.

Auch in *Herr Fridolin und sein Glück* finden die Begegnungen von Milada und Fridolin in der freien Natur statt, wenn es um Begehren und Verheimlichen geht. Kurz bevor der Wald beginnt, „an dem sogenannten Feenteich“ (FsG 72), wird das Begehren körperlich:

Und eh' ich mich dessen versah, hatte sie mich mit beiden Armen umfaßt und mir einen Kuß auf den Mund gedrückt. Ich riß mich mit Gewalt los und eilte fort. Ich war aber kaum fünfzig Schritte weit in den Wald hineingegangen, als ich den Kuß gewissermaßen nachzuschmecken begann; es war mir, als spürte ich die weichen, warmen Lippen Miladas noch immer auf den meinen. (FsG 76)

Sobald Fridolin im Wald angekommen ist, ist auch er bereit das Begehren positiv zu verstehen und nicht als irrationalen, gewalttätigen Akt. Der Wald wird zu einem Raum, in dem man von der Außenwelt abgeschnitten und nicht leicht zu erkennen ist. Hier ist es möglich, sein heimliches Begehren – von der Außenwelt, der herrschenden Ordnung, als unmoralisch angesehen – auszuleben, wenn dies bei Fridolin auch nur in seinen Gedanken erfolgt. Der „stille[n], lautlose[n] Wald“ (FsG 77) ist fortan der Raum, wo es zu Annäherungen der beiden kommt.

Der Wald steht ebenso in *Mašlans Frau*, wenn auf tragischere Weise, für die geheime Liebe. Demnach wird der Wald auch hier zu einem Ort des Verderbens und der Sünde. Denn Evi und Matěj versuchen im Wald Selbstmord zu begehen, da Evis Vater gegen eine Verbindung der beiden ist.

## 8. Kulturelle Differenzkonstruktionen

Wer ist Herr und wer Knecht, mit anderen Worten wer ist Graf und wer ist Diener? Dieses Kapitel soll den konstruierten Charakter der Differenzen innerhalb der mährischen Gesellschaft offenlegen. Im Besonderen wird darauf geachtet, ob die Grenzen der Differenzkonstruktionen klar definiert werden können oder sich auch Widersprüche zeigen.

### 8.1. Auf den Spuren des Eigenen

Um zunächst *das Eigene* in den Novellen aufzufinden, wurde die These erstellt, dass das Eigene ausgehend von der Perspektive des Herrn deutschsprachig und von adeligem Stand ist. Wie zu zeigen sein wird, ist die Suche danach nicht ganz so einfach. Die Identitätskonstruktionen sind oft wandelbar und machen den Weg auf den Spuren des Eigenen spannend. Grundsätzlich lässt sich sagen, dass wir, um uns in der Welt als „Ich“ zu konstituieren, Fremd- sowie auch Selbstbilder benötigen und diese entwickeln. Das „Ich“ – das Eigene – schafft sich seine Identität einerseits durch die persönlichen Vorstellungen, Erfahrungen oder Wünsche, andererseits wird es durch seine soziale Umgebung, durch deren Aussagen bzw. Handlungen, geprägt. Somit ergibt sich eine individuelle Identität (wie wir uns selbst sehen) sowie eine soziale Identität (die Erwartungen und Meinung anderer über uns). Identität erscheint in den postkolonialen Theorien – wie im Theoriekapitel bereits erläutert – als konstruiert und nicht als von Geburt an fixiert. Die Ent-Essentialisierung von Identitäten führt aber gleichzeitig auch zur Fragmentierung und Pluralisierung des Subjekts.<sup>158</sup> Um mit Stuart Hall zu sprechen, sind Identitäten weder einheitlich noch eindeutig: „Identitäten sind konstruiert aus unterschiedlichen, ineinandergreifenden, auch antagonistischen Diskursen, Praktiken und Positionen.“<sup>159</sup> Durch unterschiedliche Machtdiskurse werden demnach unterschiedliche Identitäten produziert, denen sich das Subjekt annimmt.

In Saars *Troglodytin* findet sich der Protagonist Pernet in unterschiedlichen Machtpositionen wieder. Zunächst erscheint er als Herr, der als Forstarbeiter eine „Schaar von Mädchen“ (dT 6), die Tagelöhnerinnen, beaufsichtigt und aufgrund eines Gichtleidens des Försters fast alle Aufgaben von ihm übernimmt. Der

---

<sup>158</sup> Vgl. Hanne Birk / Birgit Neumann: Postkoloniale Erzähltheorie. In: Nünning, Ansgar (Hg.): Neue Ansätze in der Erzähltheorie. Trier: WVT 2002. S. 115-152, S. 121.

<sup>159</sup> Hall, Wer braucht ›Identität? S. 170.

deutschsprachige Pernet, der „im Dienste des Grafen W....“ (dT 5) tätig ist, lässt sich nichts zu Schulden kommen. Denn er ist „jung und kräftig, [s]einem Berufe leidenschaftlich ergeben“ (dT 5) und hält sich an die Regeln der vorherrschenden Arbeitsethik. Demnach weiß er auch in Bezug auf seine Untergebenen: „Weh’ dem, der sich mit Einer von ihnen leichtfertig eingelassen hätte; er wäre unrettbar in die Verlotterung mit hinein gezogen worden“ (dT 6). Pernet ist ein aufrichtiger Bewohner der Monarchie und so wird direkt am Beginn der Novelle deutlich, wer das Eigene repräsentiert. Wir begegnen hier aber einer Person, die nicht von adeligem Stand ist, jedoch aufgrund ihrer Tätigkeit für Adelige von deren Macht profitiert und dadurch in der gesellschaftlichen Ordnung eine angesehene Position hat. Die glanzvolle Selbstdarstellung Pernetts wird durch zwei Figuren gebrochen. Zum einen ist Pernet als Forstadjunkt dem alten Förster unterstellt. Zum anderen trifft er auf Maruschka, die keiner geregelten Arbeit nachgeht. Daraus ergeben sich unterschiedliche Machtpositionen. Denn unter dem Förster erscheint Pernet als Knecht, in der Beziehung zu Maruschka stellt er sich als Herr dar.

Die sexuelle Differenz spielt im Lauf der gesamten Handlung eine bedeutende Rolle. Schon am Beginn bekennt sich der pflichtbewusste Pernet zu seinem Interesse an „angenehmen Frauenzimmern, zu welchen ich [...] Zeit meines Lebens große Neigung empfunden“ (dT 5). Die Frauen, die seiner Umgebung angehören, erscheinen jedoch aufgrund ihres Alters oder ihrer Unattraktivität als unerotisch. Sein Blick richtet sich so auf die „schlanke[n], zierliche[n] Gestalten“ (dT 6) der Tagelöhnerinnen. Das Fremde erscheint also zunächst als weiblich, als das Begehren des anderen Geschlechts. In weiterer Folge wird dem Weiblichen die andere Ethnie zugeordnet. Aber erst durch ein Mädchen slawischer Herkunft, gerät Pernet in Konfliktsituationen mit sich selbst als auch mit dem Förster. Sein Verhalten Maruschka gegenüber kratzt sein makellooses Image an und offenbart seine Schwächen. Wie Margarete Wagner feststellt, ist das Verhältnis zwischen Pernet und seinem Vorgesetzten „von tief verinnerlichter Subordination geprägt“<sup>160</sup>, das feudale Züge aufweist. Pernet versucht sich zwar dieser Autorität zu widersetzen, schlussendlich gelingt es ihm nicht. So lässt er die weiteren Begegnungen mit Maruschka im Wald vor dem Förster unerwähnt, da dieser Pernet befahl, sie aus dem Forstgebiet zu verbannen. Der alte Förster betrachtet das Mädchen als „nichtsnutzige[s] Ding“ (dT 12), da sie aus „herunter gekommenen“ Verhältnissen stammt. Die Familie gilt als Problemfall der Gemeinde. So verfügen der alkoholranke Vater und die Mutter über keine feste Anstellung und die Kinder wuchsen ohne Schulbildung auf. Ethnisches Zugehörigkeitsgefühl spielt hier somit

---

<sup>160</sup> M. Wagner, Bild der Slawen. S. 189.

keine Rolle. Denn auch der Förster ist „slavischer Abstammung“ (dT 12). Doch im Unterschied zu Maruschka ist er in gräflichem Dienste und war dies auch während der Feudalzeit. So orientiert sich der alte Förster noch im Jahr 1865 an feudalen Wertvorstellungen. Dabei dient ihm die soziale Differenz als Abgrenzung. Seine Abwehrhaltung richtet sich folglich gegen sozial Tieferstehende als auch gegen jene, die durch wirtschaftlichen Erfolg gepaart mit dem aufkommenden Nationalbewusstsein in der sozialen Ordnung aufstiegen. Der Förster, mit Hilfe des Feudalsystems zu Macht gekommen, fühlt sich nun durch dessen Auflösung in seiner Position bedroht.<sup>161</sup>

Auf den Spuren des Eigenen begegnet man in dieser Novelle deutschsprachigen Figuren, die in gräflichem Dienste stehen, aber nicht zwingend österreichisch-deutscher Herkunft sind und auch nicht von adeliger Herkunft. Sie verdanken ihren angesehenen sozialen Stand feudalen Strukturen, denen daher noch eine große Rolle zugeschrieben wird.

Die Feudalordnung ist auch in der Novelle *Herr Fridolin und sein Glück* bedeutend. Als das Eigene ist zunächst der erzählende Schriftsteller auszumachen. Er ist deutschsprachig, eventuell von adeligem Stand, genießt aber jedenfalls die Gunst der Adeligen, da er sich auf ihrem „gräflichen Schlosse zu N...“ (FsG 46) als Gast aufhalten darf. Er verfügt über einen guten sozialen Platz in der gesellschaftlichen Ordnung und ist auch aufgrund seines Berufes der oberen Schicht zuzurechnen. Über Fridolins Herrn, Graf Benno, erfährt man nur etwas in Bezug auf sein Verhalten zu Fridolin. Er ist jemand, der oft auf Reisen geht und die Tätigkeit seines Dieners zu schätzen weiß (dieses Verhältnis wird unter Punkt 8.3. näher ausgearbeitet).

Es sind aber nicht nur Männer, die den Standpunkt der Herren einnehmen. In Ebner-Eschenbachs *Er lasst die Hand küssen* stellt eine Gräfin die Protagonistin der Binnenhandlung dar. Das Herr-Knecht-Verhältnis besteht also in umgekehrten Positionen: Eine Frau als Herrin bestimmt über ihre männlichen Diener. In diesem Text ist das Feudalsystem auch noch viel greifbarer als in den eben behandelten Erzählungen, so spielt die Binnenhandlung noch in der Zeit vor 1848. Die Gräfin entscheidet demnach über die Bestrafungen, die ihr Diener Mischka erhält. Sie ist es zugleich aber auch, die für den Aufstieg des Feldarbeiters sorgt. Die Begierde und die Ablehnung – die Ambivalenz des kolonialen Stereotyps – kennzeichnen die Entscheidungen der Gräfin. Mischka wird von ihr vom Feld- zum Gartenarbeiter bestellt, was bedeutet, dass er dadurch in der unmittelbaren Nähe der Gräfin im

---

<sup>161</sup> Vgl. M. Wagner, Bild der Slawen. S. 187-189.

Schlossgarten tätig ist. Begründet wird diese Handlung durch die weiblichen Attribute – Güte und Mitgefühl. Bei Pernett beispielsweise wird dieser „Akt der Nächstenliebe“ gegenüber Maruschka durch das männlich rational konnotierte Pflichtgefühl, gemäß dem Zivilisierungsgedanken, gerechtfertigt.

Es lässt sich feststellen, dass die Gräfin eine gebildete Frau mit „poetische[m] Talent“ (ElHk 244) ist. Sie dichtet ein Theaterspiel in Alexandrinern und verleiht ihm den französischen Titel „*Les adieux de Chloë*“ (ElHk 244). Sie spricht demnach mit Sicherheit einwandfrei Französisch, die Sprache des Adels. Welcher ethnischen Gruppe sich die Gräfin nun zuordnet, darüber werden keine Informationen gegeben. Als Großmutter des Erzählers, dem wie schon erwähnt, die Schwäche der Vorfahren im Blut liegt, könnte vermutet werden, dass sie tschechischer Herkunft ist. Der Adel wird somit nicht durch eine ethnisch markierte Namensgebung gekennzeichnet. Dies lässt darauf schließen, dass der adelige Stand ungeachtet der jeweiligen Abstammung in gleichem Ausmaß herrschte. Des Weiteren wird dadurch die Aufmerksamkeit auf die Diener gerichtet, die im Gegensatz dazu namentlich genannt werden. Die Herrscher erscheinen so als übermächtige, allumfassende Gewalt.

Auch in *Mašlans Frau*, wo ethnische und nationale Zuschreibungen auf konkretere Weise erfolgen, gibt es diesbezüglich keine Angaben zur Figur des Grafen. Er wirkt hingegen übermenschlich, der wie durch „ein Wunder“ (MF 459) das Leben seines Dieners und dessen Geliebten rettet. Es ist nämlich der Graf, der den Selbstmord der beiden verhindert:

Der Allmächtige muß Veranlassung zur Gnade gefunden haben [...] Ein Wunder muß man es nennen, daß ihnen das Verbrechen erspart blieb. Ein Wunder hat den Herrn Grafen an die Stelle im Wald geführt, die sie sich zum Schauplatz ihres aberwitzigen Entschlusses ausgesucht hatten. Er ist gerade noch zurechtgekommen, um dem Mašlan die Pistole aus der Hand zu schlagen, mit der er zuerst die Evi und dann sich erschießen wollte. (MF 459)

Wie von Gott gelenkt, findet der Graf die Unglücksstelle im Wald und wird zum Lebensretter. Indem er seinem Diener die Pistole aus der Hand schlägt, wird auch deutlich gemacht, wer über moralische und zivilisierte Werte verfügt und wem sie erst beigebracht werden müssen. Das Wunder kann als Zivilisierungsgedanke gelesen werden. Gemäß diesem, wie er auch in kolonialen Verhältnissen verstanden wird, wird eine von Gott oder von Natur aus gegebene Überlegenheit angenommen, die es – in diesem Falle – dem Adeligen ermöglicht, über seine Untertanen zu herrschen und sie in seinem Sinne zu erziehen. Als adeliger Herrscher ist es somit der Graf, der die Heirat nicht nur erlaubt, sondern auch gegenüber Evis Vater durchsetzt. Aber auch hier sieht man den Einfluss des Grafen auf seine Untertanen – im Besonderen auf deren



Privatleben – mit der Auflösung des Feudalsystems schwinden. Als Evi verhindern möchte, dass ihr Mann mit seinem Herrn den Winter über nach Wien fährt, trägt sie dieses Anliegen dem Grafen vor. Der Graf, der des Öfteren als „alter Herr“ bezeichnet wird (auch dies drückt die Zeit der Veränderung aus), hätte nach Angaben des Erzählers „in früherer Zeit [...] ein Machtwort erlassen: Das geschieht!“ (MF 461), im Jahr 1869 aber, versucht der in die Jahre gekommene adelige Herrscher lediglich „zu beschwichtigen und es soviel wie möglich den andern und – sich selbst recht zu tun“ (MF 461). Der Tod wird zu einem natürlichen Regulierer, so verweist der Graf auf das baldige Ende seines Lebens, was gleichzeitig auch das Ende des Herr-Knecht-Verhältnisses bedeutet, und schließt die Diskussion mit dem gleichgültig wirkenden Satz: „Also tut, was ihr wollt.“ (MF 461). Als der Graf tatsächlich fünf Jahre später stirbt, vermachte er seine „herrschaftliche Mühle“ (MF 470) Mašlan als Pacht. So wird aus dem Diener der Müller Mašlan, auf den nun die Macht (des Grafen) übertragen wurde. Der Graf ist hier eine Person, die schicksalsbestimmend wirkt, im Positiven wie im Negativen. Auf den ersten Blick sieht man, wie der Herr seinem Diener Optionen bietet, die dieser wahrnehmen kann – er stellt seinem Diener frei, ob dieser auf die Reise nach Wien mitkommen möchte – ist sich aber durchaus seiner Macht bewusst. Mašlan hält demnach auch zu seinem Herrn, er entscheidet sich also für ihn, das bedeutet, er erkennt ihn gemäß Hegels Definition als solchen an. Der treue Diener gerät dadurch aber in eine missliche Lage, die seine Ehe aufs Spiel setzt. Das Schicksal des Herrn ist hier aufs Engste mit dem seines Dieners verknüpft. Herr und Diener sterben, Evi – Mašlans Frau – jedoch nicht.

## 8.2. Auf den Spuren des Fremden

Das Herr-Knecht-Verhältnis in Mähren lässt erkennen, dass der tschechischsprachige Teil der Bevölkerung weitgehend in dienenden Positionen zu finden war. Insbesondere verfügte Mähren als wichtige wirtschaftliche Peripherie über zahlreiche Arbeiter, die in Fabriken, aber vor allem in gräflichem Dienste tätig waren. Demnach lassen sich diese Positionen auch in den Novellen auffinden. Die Untersuchung erfolgt gemäß der hierzu gedachten Arbeitsthese: Das Fremde wird als tschechischsprachig und der arbeitenden bzw. bäuerlichen Schicht angehörend definiert.

Dem entspricht in *Die Troglodytin* Maruschkas Familie, die Familie Kratochwil, deren niederer Status zunächst auf das Versagen des Vaters zurückgeführt wird:

Dort hausten niedrige Löhner und Handlanger [...] Unter ihnen befand sich auch ein heruntergekommener Mensch, Namens Kratochwil. Er hatte einst bessere Tage gesehen und war vor einiger Zeit noch Eigenthümer der Kalupe gewesen, in welcher er jetzt mit seinem Weibe und fünf Kindern eine jämmerliche Räumlichkeit inne hatte, ab und zu bei den Hochöfen und Ziegeleien beschäftigt. Da er aber in Folge des Branntweintrinkens, dem er ergeben war, auch körperlich immer mehr verfiel, so konnte er kaum mehr zu irgend einer Arbeit verwendet werden und wurde schließlich, rückständiger Miete halber, eines Tages mit den Seinen erbarmungslos vor die Thür gesetzt. (dT 7-8)

Das Familienoberhaupt hat nun jede Existenzgrundlage verloren. Konnte sich Kratochwil noch als Eigentümer bezeichnen, geht mit dem Branntweintrinken der körperliche Verfall einher. Da er sich dem Alkohol ergeben hat, folgt als Strafe die Arbeitsunfähigkeit. Denn die kapitalistische Arbeitsethik sieht keinen Platz für Genussmittel oder Ablenkungen anderer Art vor. Im 19. Jahrhundert entwickelte sich der Arbeitsbegriff aufgrund des aufkommenden Kapitalismus neu, womit es auch zu Änderungen der vorherrschenden Ordnung kam. Produktionssteigerung stand nun im Vordergrund und forderte Eigenschaften wie Arbeitswille und Arbeitsgehorsam. Dies zählte daraus folgend nun auch zu den kulturellen Werten der kapitalistischen, westlichen Gesellschaft. Wer arbeitet, kann sein Überleben – welcher Art auch immer – sichern. Wer sich der ehrlichen, regelmäßigen Arbeit entzieht, sei es durch mangelnde Beharrlichkeit oder bedingt durch eine determinierte soziale Position, hat keinen Anspruch auf Kultur oder Entwicklung und steht somit auf der Seite der „anderen Gruppe“. Die nicht-arbeitende Gruppe produziert jedoch Nachwuchs. Diesem Muster ist auch Kratochwil mit seinen fünf Kindern (zwei davon sterben an Typhus) zuzurechnen.

Schon durch seine soziale Lage determiniert, gelangt bei dem „herunter gekommenen Menschen“ noch die ethnische Differenz hinzu, die durch den slawischen Namen Kratochwil<sup>162</sup> angedeutet wird. Für den Vater ist durch den Regelverstoß gegen die herrschende Ordnung jede Chance verloren, er „war eines Tages im delirium tremens verendet“ (dT 38). Diese Verlinkung des Alkoholkonsums mit sozialem Abstieg lässt sich in vielen Erzählungen finden und spiegelt hier das Stereotyp der trinksüchtigen, faulen Slawen wider, das auf alle nationalen slawischen Gruppen angewendet wird.<sup>163</sup> Die negative Charakteristik wird auf den ethnisch Anderen übertragen und ordnet ihn in der sozialen Ordnung weiter nach unten.<sup>164</sup> Die zwei restlichen, männlichen

---

<sup>162</sup> Zur Namensherkunft siehe Anm. 166.

<sup>163</sup> Vgl. Bruno Naarden: Slavs. In: Beller, Manfred / Leerssen, Joep (Hg.): *Imagology. The cultural construction and literary representation of national characters. A critical survey.* Amsterdam, New York: Rodopi 2007. (Studia Imagologica 13). S. 237-242.

<sup>164</sup> Die Entstehung von Stereotypen sowie von Vorurteilen finden sich in der Forschung unterschiedlich thematisiert wieder. Erwähnt sei hier, dass Stereotype ideologisch markiert sind und somit stets auf den sozialen Hintergrund abzielen. Siehe dazu James Elliot / Jürgen Pelzer: Einleitung: Stationen der Vorurteilkritik. In: Dies. u.a. (Hg.): *Stereotyp und Vorurteil in der Literatur. Untersuchungen zu Autoren*

Familienmitglieder schaffen es dennoch, sich aus der aussichtslosen Lage zu befreien. Denn Maruschkas Brüder entschließen sich einer geregelten, ehrlichen Arbeit nachzugehen. Der ältere Bruder, wenn auch ein „lendenlahmer Gesell“ (dT 10), nimmt ein positiveres Ende. Er wird „des Herumlungerns müde und verdingte sich als Knecht bei einem Fuhrmann“ (dT 10). Auch ihr jüngerer Bruder findet letztendlich Arbeit, um sich und seine Mutter zu versorgen. Anfangs als Bettler beschrieben, erscheint er jedoch natürlich schön wie Maruschka, „dessen tadellosen Körperbau man bewundern mußte, wenn er, halb nackt, fischend oder krebssend im Wasser stand“ (dT 11). Das Andere wird primitiv gezeichnet, aber gleichzeitig auch als körperlich begehrenswert empfunden. Der jüngere Bruder wird in weiterer Folge sogar zu einer vertrauenswürdigen Person, denn

er war Gänsehirt geworden. Und dieses Amtes waltete er mit überraschendem Eifer, erstaunlicher Umsicht und ungeahnter Redlichkeit. So kam es, daß ihm nach und nach fast die ganze Gemeinde ihr watschelndes Federvieh anvertraute, das man früher vor den würgerischen Griffen der Kratochwil nicht genug in Acht hatte nehmen können. (dT 38)

Nun werden dem Fremden die Eigenschaften – Eifer, Umsicht, Redlichkeit – zugeschrieben, die Kennzeichen des Eigenen sind. Da sich die Brüder durch die Entscheidung zu arbeiten, in das gesellschaftliche System eingefügt haben, erhalten sie darin eine feste Position. Pernett zeigt sich erstaunt darüber. Gleichzeitig wird dadurch aber auch ausgedrückt, dass er sich der Dynamik des gesellschaftlichen Diskurses bewusst ist. Die Differenzen können sich demnach auch verändern bzw. auflösen und erscheinen nicht als fix an eine Person gebunden.

So lässt sich erkennen, dass doch auch der tschechische Teil der Bevölkerung eine gewisse Machtstellung innehat. Besonders zwei Figuren, die beide slawischer Herkunft sind, verfügen über Machtpositionen, wenn auch aus unterschiedlichen Gründen. Pernetts Vorgesetzter, der Förster, wurde schon als slawischer Vertreter der feudalen Ordnung vorgestellt. Als Gegenbild dazu erscheint der Bürgermeister des Dorfes:

Und da saß er [der Förster] wieder einmal auf seinem Steckenpferde. Unter der Feudalherrschaft empor gekommen, war er ein Feind der autonomen Gemeinde, mit der es des öfteren Grenzstreitigkeiten gab, die auch den Wald berührten. Am meisten aber haßte er den Bürgermeister, weil dieser, ein wohlhabender Grundbesitzer, auch als das Haupt der

---

des 20. Jahrhunderts. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1978. (Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik 9). S. 9-32. Die Bedeutung von nationalen Stereotypen ist auch gegenwärtig ein viel diskutiertes Thema, wobei deren Äußerung nicht unbedingt auf eine ablehnende Haltung des Sprechers schließen lässt. Stereotype stellen Bekanntes dar und haben somit eine vereinfachende Funktion. Was als „fremd“ erscheint, wird so in eine einfache, „gemeinsame Sprache“ gebracht und mit diesen Sprechern vorab geteilt. Siehe dazu Ruth Florack: Bekannte Fremde. Zu Herkunft und Funktion nationaler Stereotype in der Literatur. Tübingen: Niemeyer 2007. (Studien und Texte zur Sozialgeschichte der Literatur 114).

slavischen Partei galt, welche in ihrer natürlichen Mehrzahl nach und nach eine gewisse Machtstellung erlangt hatte. Der Förster jedoch, obgleich selbst von slavischer Abstammung, hielt sich in Folge seiner ganzen Erziehung und seines langjährigen dienstlichen Verhältnisses leidenschaftlich zu den Deutschen des Ortes. (dT 12)

Ein nationales bzw. ethnisches Zugehörigkeitsgefühl verschwindet hier völlig. Das Spannungsverhältnis ergibt sich durch die individuelle Beziehung zum Feudalsystem. Die Erzählung spielt jedoch schon ungefähr zwei Jahrzehnte nach 1848, wo sich Schritt für Schritt politische Parteien bildeten. Jene, die in gräflichem Dienst tätig sind und somit von der Feudalherrschaft ihren Nutzen zogen, sehen sich durch deren Aufhebung und den dadurch entstandenen Konsequenzen bedroht. Bedeutet dies für die Wenigsten einen Existenzverlust, stellt es doch gewisse Machteinschränkungen dar. Mit anderen Worten gesagt, durch die Änderungen in der Gemeindeverwaltung sowie die Entstehung der Parteien mussten sich die Vertreter der alten feudalen Ordnung nun die Macht teilen. Somit drückt die Aussage der „natürlichen Mehrzahl“ auch die Problematik der personenmäßigen Überlegenheit der Tschechen aus, die oft als Bedrohung der österreichischen Vormachtstellung thematisiert wurde. Als Reaktion auf diese Bedrohung werden den tschechischen Einwohnern jegliche Entwicklungsmöglichkeiten nach oben abgesprochen:

„[...] Hat doch der Herr Bürgermeister seinen einzigen Sohn aufwachsen lassen wie das liebe Vieh.“ „Der Junge soll ja seit jeher schwachsinnig gewesen sein“, sagte die Frau, immer zum Begütigen bereit. „Mag sein; aber keineswegs derart, daß ihm ein ordentlicher Unterricht nicht hätte beikommen können. [...] Er dachte wohl, es sei nicht nothwendig. Denn trotz seines Geldes und seiner städtischen Kleidung ist und bleibt er ein Bauer, dessen ganze Weisheit darin besteht, das Kalb vor den Pflug zu spannen“ (dT 13)

Der Bürgermeister des Dorfes bleibt für jene, die sich der Monarchie angehörend fühlen, besonders für den Förster, in seiner sozialen Herkunft verankert. Der Unmut wird auf die nächste Generation übertragen, intensiviert jedoch die Determiniertheit der konstruierten Differenz. Die soziale Rolle wird durch die ethnische Zuordnung verstärkt und wirkt dadurch doppelt fremd. Soziale Konflikte erscheinen somit ethnisch aufgeladen. Die Tschechen dienen hier als Belustigung. Demnach kann auch darauf geschlossen werden, wie sich der österreichische Teil identifiziert – mit allem, was die Anderen nicht sind. Die Habsburger Elite bzw. jene, die sich dieser angehörend sehen, gelten als entwickelt. In diesem Kontext als auch in kolonialen Verhältnissen wurde Entwicklung jeglicher Art als „Erziehung“ verstanden. So wurde der Förster trotz seiner slawischen Herkunft nach feudalen Strukturen erzogen, während der Bürgermeister nicht fähig ist, jemanden zu erziehen. Erziehen können nur die Herrscher. Somit sind eigentlich nur sie imstande Verantwortung zu übernehmen, was sie zur Führung der politischen Geschäfte befähigen müsste. Dies stellt einen der interessantesten Punkte

in den Novellen dar. Einerseits sehen wir die Tschechen in der Rolle des Dieners, andererseits aber auch als Herr. Zudem lässt die ethnische Herkunft nicht gleich automatisch auf die soziale Stellung in der Hierarchie der Gesellschaft schließen. Äußerliche materielle Merkmale, wie Geld oder Kleidung, aber auch die Sprache, lassen die Grenzen zwischen dem Eigenen und dem Fremden verschwimmen. Es eröffnet sich jener nach Bhabha beschriebener Raum der Erkenntnis, der Herrscher sowie Beherrschte ins Wanken bringt. Das Verhältnis zur Feudalherrschaft entscheidet letztendlich wer gut ist.

### **8.2.1. Der dienende Tscheche**

Die Dienerposition nimmt in den unter diesem Punkt behandelten Novellen eine vorrangige Rolle ein. Durch dieses spannungsgeladene Verhältnis zwischen zwei Personen (Graf und Diener), lassen sich die kulturellen Differenzkonstruktionen deutlich herausarbeiten, verstärkt durch eine persönliche emotionale Komponente.

Die Herr-Diener-Konstellation in *Er lässt die Hand küssen* ergibt sich durch die Gräfin der Binnenhandlung und dem jungen Mischka. Das Ambivalente an diesem Verhältnis ist, dass Mischka ein Diener ist, der sich nicht zu seinem Herrn – in dem Fall Herrin – bekennt. Gleich die erste Begegnung der Gräfin und ihres Untertanen ist ambivalent. Denn Mischka verhält sich nicht ganz korrekt gemäß den entsprechenden Verhaltensregeln eines Dieners:

Es war bei einem Erntefest und Mischka einer der Kranzträger, und er überreichte den seinen schweigend, aber nicht mit gesenkten Augen, sah vielmehr die hohe Gebieterin ernsthaft und unbefangen an, während ein Aufseher im Namen der Feldarbeiter die übliche Ansprache herunterleierte (EIHk 232)

Er senkt die Augen beim Anblick der Herrin nicht, sondern blickt sie an und fällt schon mit seiner ersten Handlung aus der üblichen Norm. Aber gerade deshalb wird die Gräfin auf ihn aufmerksam. Ein Blick löst in ihr Begehren aus. Dadurch wird er in ihre Nähe geholt und zum Gartenarbeiter befördert. Durch die Hilfestellung für den Feldarbeiter drückt die Gräfin ihre Zuneigung aus, doch es bleibt bloß ein verdrängtes Begehren. Mischka zeigt sich nicht einmal in seiner neuen, besseren Position dankbar. Er lehnt sich gegen die Vorstöße der Gräfin in seine Privatangelegenheiten auf, indem er ihren Vorstellungen einfach nicht entspricht. Er entzieht sich den scheinbar gut gemeinten Aufstiegschancen, indem er am Rand der sozialen Ordnung bleibt und bleiben will. Dies geschieht jedoch nicht, indem Mischka der Gräfin sprachlich entgegentritt, denn der junge Feldarbeiter gilt als stumm:

Meine Großmutter erkundigte sich nach dem Jungen und hörte, er sei ein Häuslersohn, zwanzig Jahre alt, ziemlich brav, ziemlich fleißig und so still, daß er als Kind für stumm gegolten hatte, für dummlich galt er noch jetzt. - Warum? wollte die Herrin wissen; warum galt er für dummlich?... Die befragten Dorfweisen senkten die Köpfe, blinzelten einander verstohlen zu, und mehr als: <So ja eben so>, und: <je nun, wie's schon ist>, war aus ihnen nicht herauszubringen (EIHk 232-233)

Mischka wird von den „Dorfweisen“ als brav und fleißig bezeichnet, gleichzeitig aber auch als dumm. Die Zuschreibung von abwertenden, primitiven Eigenschaften dient den Herrschern als Strategie, um Kontrolle auszuüben. Deshalb kann es von den „befragten Dorfweisen“ – den Herrschern in der Feudalordnung – auch keine Antwort geben. Denn dann wäre die Bezeichnung „dumm“, da sie konstruiert ist, nicht mehr haltbar und die Kontrolle verloren. Genau diesen Prozess schreibt Bhabha dem kolonialen Diskurs zu. Wie zu sehen war, ist diese Form der Machtstrategie auch auf die Beziehung Mischkas zum feudalen System anwendbar. Der subalterne Mischka verfügt über keine eigene Stimme. Es sind die Autoritätspersonen, die für ihn sprechen: die Gräfin, sein Vater und auch der Kammerdiener Fritz. Die „Fürsprecher“ handeln hingegen in ihrem Interesse und nicht in Mischkas. Dies ist ebenso, als Mischka bereits als Gartenarbeiter tätig ist und sich gegen das Alkoholtrinken wehrt. Auch in dieser Novelle ist das Branntweintrinken Zeichen für die untere Arbeiterschicht, welcher der junge Mischka angehört. Er fällt jedoch auch in seiner eigenen Schicht aus der Reihe, da er der Einzige ist, der dem Branntwein Wasser vorzieht:

„Was haben die Mäher in der Flasche?“ fragte sie. - „Branntwein, hochgräfliche Gnaden.“ - „Und was hat Mischka in dem Krug?“ [...] „Mein Gott, hochgräfliche Gnaden – Wasser!“ Meine Großmutter wurde sogleich von einer mitleidigen Regung ergriffen und befahl, allen Gartenarbeitern nach vollbrachtem Tagewerk Branntwein zu reichen. „Dem Mischka auch“, setzte sie noch eigens hinzu. Diese Anordnung erregte Jubel. Daß Mischka keinen Branntwein trinken wollte, war einer der Gründe, warum man ihn für dummlich hielt. (EIHk 234)

Der Grund für die Gesten der Gräfin findet sich hier in einer „mitleidigen Regung“. Die Herrscherin wird damit als nicht rational denkend entlarvt. Denn sie erkennt den Branntwein als Genussmittel an und nicht als Zeichen für Sünde und Verfall. Dieses Verhalten steht im Gegensatz zum kapitalistischen Arbeitsgedanken. Damit wird deutlich, dass sich die Gräfin noch mitten in der Zeit der Feudalordnung befindet, wo der Kapitalismus und seine Arbeitswerte noch nicht so stark ausgeprägt waren. Der Erzähler lebt aber schon in der Zeit des endenden 19. Jahrhunderts. Ihm sind die neuen Arbeitswerte schon vertrauter. Der Adel wird von ihm deswegen auch als naiv dargestellt. Denn Mischka wird durch die Ablehnung einer ihm eigentlich zugehörigen Eigenschaft – dem Alkoholtrinken – als dumm bezeichnet. Ein Ausbrechen aus den auf

Konvention beruhen Mauern scheint nicht möglich. Mischka ergibt sich dem Branntweintrinken:

Jetzt freilich, war's aus mit Wollen und Nichtwollen. Als er in seiner Einfalt sich zu wehren versuchte, ward er Mores gelehrt, zur höchsten Belustigung der Alten und der Jungen. Einige rissen ihn auf den Boden nieder, ein handfester Bursche schob ihm einen Keil zwischen die vor Grimm zusammengebissenen Zähne, ein zweiter setzte ihm das Knie auf die Brust und goß ihm so lange Branntwein ein, bis sein Gesicht rot und der Ausdruck desselben so furchtbar wurde, daß die übermütigen Quäler sich selbst davor entsetzten. (EIHk 234)

Die Ereignisse, die Mischka dem Branntweintrinken zuführen, können parallel zu seiner Geschichte gelesen werden. Die Gräfin möchte ihrem „Schützling“ einen Gefallen tun, was ihm wiederum nur Ärger bringt. Aber gerade durch seine Passivität bzw. doch das zu machen, was gerade nicht von ihm verlangt wird, lehnt sich der junge Arbeiter auf. Passivität wird hier zum einzig wirksamen Verteidigungsmittel der Subalterne. Im Gegensatz dazu steht die Gewalt als Machtmittel der Überlegenen, um die Unterlegenen zu „erziehen“. Die Ausführung der Gewalt übernimmt dabei jedoch die untere Schicht, damit das Bild des aufgeklärten und anständigen Adels erhalten bleibt. Die „übermütigen Quäler“ werden von der Gräfin benutzt, führen ihren Befehl aus und stellen damit einen unverzichtbaren Teil des Machtapparats dar.

Die nationale Differenz wird in dieser Novelle nicht offensichtlich thematisiert. Es lassen sich keine genauen Angaben über die Sprache oder die Zugehörigkeit zur Gruppe der Tschechen bzw. zu jener der Österreicher finden. Differenziert wird hier neben der Namensgebung, aufgrund der Hautfarbe:

Sie sah Mischka unter einem Apfelbaum am Feldrain sitzen, ein Kindlein in seinen Armen. Wie er selbst, hatte auch das Kind den Kopf voll dunkelbrauner Löckchen, der wohlgebildete kleine Körper hingegen war von lichtbrauner Farbe, und das armselige Hemdchen, das denselben notdürftig bedeckte, hielt die Mitte zwischen den beiden Schattierungen. [...] Dem Treiben der beiden sah ein junges Mädchen zu, auch ein braunes Ding und so zart und zierlich, als ob ihre Wiege am Ganges gestanden hätte. (EIHk 235)

Mischka wird als slawischer Bewohner Mährens ein weißer Körper zugedacht. Seiner Freundin jedoch ein brauner. Die Abgrenzung zum tschechischen Anderen ergibt sich somit ausschließlich über die Sprache. Die Farbe der Haut funktioniert aber distinguierend in Bezug auf geographisch oder auch sozial entferntere Andere. Von Mischkas Freundin und Mutter des Kindes lässt sich vermuten, dass das Mädchen Roma ist, da einer der Mythen deren Ursprung im heutigen Indien sieht. Ebenso ist ihre Hautfarbe braun, auch bei Saar wird vom „braunen Volk“ (dT 9) gesprochen, dem aber keine Nationalität zugeordnet wird. Die Roma gelten als Landplage, wie dies über tierische Schädlinge gesagt wird, und stehen somit in der sozialen Ordnung eindeutig an unterster Stelle. Die Gräfin gibt sich aber von diesem Bild besonders angetan bis

sie getrieben von Neid und Eifersucht das Leben der jungen Familie – unter Vorwand moralischer Gründe – zerstört. Die Feudalordnung drückt sich so auch auf dieses private Verhältnis störend aus.

In *Mašlans Frau* findet sich eine Herr-Diener-Konstellation, mit dem Unterschied, dass Matěj persönlicher Diener des Grafen ist und das Begehren des Anderen hier auf differente Weise funktioniert. Der spätere Müller Matěj Mašlan wird als „Halbfremder“ in die Erzählung eingeführt. Denn seine Mutter ist aus Welschtirol, sein Vater tschechischer Herkunft. Erklärt und belegt wird dies durch Stereotype, aus denen heraus sich seine Eigenschaften ergeben und somit sein Handeln begründen:

Matěj Mašlan war eine Ausnahme mit seiner Nichtsnutzigkeit und ist auch immer bei uns als ein Halbfremder betrachtet worden. Mit Recht. Die Mutter war aus Welschtirol, von der hat er das heiße Blut und vom slawischen Vater den Stützkopf. (MF 458)

Die „Nichtsnutzigkeit“, die soziale Differenz, wird hier direkt mit der ethnischen verknüpft. Mašlan vertritt damit auch gleich zwei Nationalitäten der Habsburgermonarchie. Der „Stützkopf“ lässt auf die stereotypen Eigenschaften der Slawen – Sturheit und Eigensinnigkeit – schließen. Das südliche Welschtirol wird hingegen vom Stereotyp des heißblütigen Mannes, der als wild und ungebunden gilt, vertreten. So wird auch Matěj mit seinem „schöne[n], braune[n] Gesicht“ (MF 458) zum Frauenbetörer. Das Fremde erhält Bewunderung und wird symbolisch farblich markiert. Bewundert wird dabei das, was man selbst nicht hat. Unvorstellbar wäre es anstelle des braunen Gesichts ein weißes zu bewundern. So wird Neid erzeugt, der in Eifersucht umschlägt, wenn die „eigenen“ Frauen auch noch eine Verbindung mit den fremden Männern eingehen.<sup>165</sup> Dies drückt sich in Vankas Haltung gegenüber Evi aus, die er zwar auch als Stützkopf bezeichnet, aber sich fortlaufend auf ihre Seite stellt. Um seinen Gegenspieler vollständig abzuwerten, schreibt ihm der Erzähler Vanka auch die stereotypen Eigenschaften der Unmoralität und der Triebhaftigkeit zu:

Darunter sein schönes, braunes Gesicht ... und die Haltung von dem Menschen, die prächtige Gestalt ... Die Weiber haben alle zu ihm hinaufgeguckt, und er – die Arme gekreuzt und getan, als ob er dächte: Guckt ihr, ich scher mich den Teufel um euer Gucken! In Wirklichkeit hat er sich aber nur viel zu sehr um die Weiber geschoren, um nichts so sehr wie um sie. Und war ihnen gegenüber ganz gewissenlos und hat sich damit eine miserable Berühmtheit gemacht. Werden ja wissen, daß Unmoralität bei uns nicht gang und gäbe ist, wie in den Gebirgsländern; man kennt's den Leuten an den Gesichtern an; sieht einmal einer vertiert aus, ist der Branntwein schuld, nicht die Unzucht. (MF 458)

So funktioniert die Abgrenzung des Eigenen vom Anderen. Zunächst wird das Aussehen des Fremden bewundert, danach wird ihm Arroganz vorgeworfen und erklärt

---

<sup>165</sup> Vgl. Müller-Funk, Kakanien revisited. S. 26.



was „in Wirklichkeit“ im Anderen vorgeht, da man das als Überlegener besser beurteilen kann. Um sich nun von dem Anderen abzugrenzen und sich als überlegenes „Ich“ zu kennzeichnen, wird dem Anderen alles zugeschrieben, was man selbst nicht ist, wie dies Said durch die Opposition Okzident und Orient ausdrückt. Die Belege dafür finden sich schließlich meist in Stereotypen, die über lange Zeit bestehen, somit Allgemeingültigkeit erlangen und immer wieder zur Identitätsabgrenzung herangezogen werden können. Interessant zu sehen ist hier aber, dass das Eigene – der Arzt Vanka – vermutlich wie Mašlan tschechischer Herkunft ist. Trotzdem bleibt Mašlan der Außenstehende, der Fremde. Die Differenz ist eindeutig konstruiert, denn der Grund für Vankas ablehnende Haltung ergibt sich einerseits darin, dass er selbst Evi begehrt, andererseits im Treuebruch Mašlans, der somit als Täter gesehen wird. Denn Mašlan war es, der sich zunächst zugunsten des Grafen entschied und auf den anschließenden Dienstreisen auch noch seine Frau betrogen hat. Somit hat er das Eheversprechen nicht eingehalten. Vankas Begehren bleibt jedoch versteckt, er versucht dies stattdessen durch seine Rolle als Arzt auszudrücken:

Das war im Schloßhof bei der Abfahrt des alten Herrn. Alles voll Leut und alle sich um den Wagen gedrängt. Ich habe mich hinter Frau Evi gestellt, weil ich dachte, sie könnt zusammenbrechen. Wirklich ganz danach hat sie ausgeschaut. Wie der Mann ihr denn sagt: ‚Auf Wiedersehen im Frühjahr!‘ gibt sie eine herbe Antwort: ‚Oder auch nicht; es kommt auf dich an.‘ Er ist förmlich zurückgefahren und hat mit großer Zärtlichkeit, ja, ja, ich muß es sagen, und völlig schmerzlichem Vorwurf ausgerufen: ‚Evi!...‘ Da erblickt er mich und merkt, daß ich ihre Worte gehört habe, wirft sogleich den Kopf in den Nacken, lacht auf, küßt sie und springt auf den Bock. (MF 465)

Vanka steht hier in doppeltem Sinne – wortwörtlich als auch metaphorisch – hinter Evi. Der Arzt beschreibt sich selbst als Bedrohung für das Ehepaar. Als Mašlan Vanka sieht, versucht dieser seinen Unmut und die Traurigkeit zu überspielen, indem er lacht. Gleichzeitig gesteht sich Vanka Mašlans ehrliche Gefühle für Evi ein. Auch diese ambivalente Aussage bringt den konstruierten Charakter von Differenzen zum Vorschein.

Mašlan wird im Gegensatz zu Mischka als treuer Diener beschrieben. In seiner beruflichen Tätigkeit gilt er als pflichtbewusst, jedoch fällt er durch den Betrug an Evi in seinem Privatleben aus der Rolle. Das Verhältnis von Mašlan und dem Grafen ist demnach eine traditionelle Herr-Diener-Beziehung. Der Diener Mašlan ist sich der angemessenen Ausübung seines Berufes bewusst, so gibt er zu bekennen: „Ich bin kein freier Mensch, ich steh im Dienst des Grafen und kann meinen Herrn nicht verlassen“ (MF 460). Mašlan ist in diesem Verhältnis eindeutig als Unterlegener zu erkennen. Zum einen wurde seine Heirat vom Grafen „erlaubt“, zum anderen ist er

rund um die Uhr für seinen Herrn da. Die Tätigkeit als Diener greift direkt in sein Privatleben ein:

Er zuckte die Achseln und lächelte hochmütig und kümmerte sich um nichts mehr als um seinen alten Herrn. Wieder – alles, war recht ist: Ein liebevoller Sohn kann seinen Vater nicht sorgfältiger betreuen, als er den Greis betreut hat. Der litt ihn aber nicht lang da. ‚Geh zu deiner Frau‘, befahl er (MF 467)

So wird auch sein Verhältnis zum Grafen als ein familiäres beschrieben, welches über dem zu seiner Frau steht. Der Graf entscheidet demnach, wann er über den Diener verfügen kann. Dies ist natürlich aus der Sicht des Grafen so. Wie Evi die Situation wahrnimmt, wird im nächsten Kapitel zu sehen sein.

Mašlan steht einer Vielzahl an Autoritätspersonen gegenüber, die sich überlegen fühlen. So auch der Pfarrer, der Mašlan mit den Worten „Sprecht nicht, vor allem widersprecht nicht!“ (MF 480) vorschreiben möchte, dass dieser zu seiner Frau zurückkehren soll. Als Reaktion auf seine unterlegene Rolle, fühlt sich Mašlan gegenüber seiner Ehefrau stark. Hier scheint er als Mann das Verhältnis zu bestimmen, doch auch gegenüber seiner Frau Evi gelingt ihm dies nicht. Diese holt ihn nicht zu sich zurück. Das Interessante an diesem Text ist die Verknüpfung bzw. das Zusammenspiel der unterschiedlichen Differenzen. Der ethnisch als anders markierte Diener steht zwischen seinem Herrn und seiner Ehefrau. Mašlan möchte standhaft bleiben, um seine Stärke zu bewahren. Für ihn endet die Novelle jedoch mit dem Tod. Sein Tod – der des gefallenen Unterlegenen – stellt auch hier die gesellschaftliche Ordnung wieder her. Es kann aber nicht klar gesagt werden, welche Differenz – die soziale, ethnische oder sexuelle – für seinen Untergang verantwortlich ist. Die soziale Differenz erscheint jedoch als die ausschlaggebendste, auf der sich die weiteren Differenzen aufbauen.

Eine weitere nationale Zugehörigkeit, die neben Welschtirol und dem Tschechischen, in einer Novelle zu finden ist, soll hier kurz erwähnt werden. In Saars *Herr Fridolin und sein Glück* werden die Polen genannt, die als slawische Gruppe trotzdem viel fremder als die Tschechen gelten und auch dementsprechend konnotiert werden. So besucht ein polnischer Fürst das Schloss, wobei sich einer seiner Diener als Franzose ausgibt, „in Wirklichkeit aber nichts anderes war, als ein Coiffeur oder Barbiergeselle aus irgend einer polnischen Stadt.“ (FsG 69). Der polnische Diener gilt somit als Betrüger – eine stereotype Zuschreibung – und zeigt nach Fridolin kein Benehmen, als er seine Dienerkollegen und ihn „von oben herab“ (FsG 69) behandelt. Die Abgrenzung zu Polen vollzieht sich hier wiederum aufgrund Mährens geographischer Nähe zu Wien, dem politischen Zentrum der Monarchie.

### 8.2.2. Die andere Frau

Das Bild der anderen Frau, der Frau aus der anderen Ethnie ist ein höchst ambivalentes. Begehren, Verachtung, Fremdheit und Vertrautheit finden sich darin wieder. In den Novellen lassen sich zwei unterschiedliche Bilder der anderen Frau finden: die Verführerin und die Ehefrau des Dieners. In diesem Zusammenhang muss erwähnt werden, dass jene Frauen, die zu den Protagonistinnen zählen, ausschließlich die anderen Frauen sind.

Die andere Frau als Verführerin ist eine, die – so scheint es – sich nimmt, was sie will und doch oder gerade deswegen dem Untergang geweiht ist. Ihr Untergang lässt sich als Machtdemonstration des Eigenen deuten. Denn selten widerfährt ihrer Figur ein positives Ende, auch in den hier behandelten Texten ist das zu sehen. Sie heißen Maruschka oder Milada<sup>166</sup> und werden für die männlichen Protagonisten zum Verhängnis. Durch die Begierde sowie Nicht-Begierde können besonders deutlich Differenzen aufgedeckt werden, denn „das Verhältnis des Mannes der dominanten Kultur zu den ›eigenen‹ Frauen einerseits und zu den ›fremden‹ andererseits spiegelt die Asymmetrie zwischen Kulturen“<sup>167</sup> wider. Anschaulich wird dies in der Anfangsszene der *Troglodytin*, wenn Pernett über sein Begehren sinniert und die Frauen, die in gräflichem Dienste stehen – jene die daher dem Eigenen zugeordnet werden – als schwerfällig und alternd bezeichnet, während die fremden Frauen jung aber gefährlich erscheinen. Sie sind es auch, die näher beschrieben werden, wobei der positiven körperlichen Darstellung, die negative charakterliche folgt:

Die zahlreichen und ausgebreiteten herrschaftlichen Industrien hatten nämlich eine Arbeiterbevölkerung, gewissermaßen ein ländliches Proletariat geschaffen, das die Gegend in weitem Umkreise bewohnte und von der Hand in den Mund lebte; bäuerliche Ansassen gab es nur wenige. Die Weiber und Töchter dieser Leute verdingten sich denn auch als Tagelöhnerinnen bei der Feld- und Forstwirtschaft [...] Sie hatten durchaus nichts Plumpes und Ungeschlachtetes an sich, vielmehr waren die Meisten schlanke, zierliche Gestalten mit wohl geformten Händen und Füßen, und was man auch gegen die Gesichter einwenden konnte, schöne Augen hatten sie fast Alle und wußten davon ausgiebig Gebrauch zu machen. Dabei waren sie träg und nachlässig, naschhaft und diebisch – und auch sonst zu jedem Unfug aufgelegt. (dT 6)

Die anderen Frauen werden im Plural beschrieben im Gegensatz zu den Gutsangestellten, von denen nur zwei – die „wohlbeleibte[n], schwerfällige[n] Försterin

---

<sup>166</sup> Die für den Charakter der Figuren bezeichnende Namensgebung ist besonders ein für Saar typisches literarisches Mittel. Unter anderem beschäftigte sich Margarte Wagner damit und zeigt Maruschka – Marie – Kratochwil dementsprechend als „Jungfrau“ sowie „Große Mutter“. Ihr Familienname Kratochwil lässt sich mit „Zeitvertreib“ übersetzen und deutet Maruschkas mangelnden Arbeitswillen an. Vgl. M. Wagner, Bild der Slawen. S. 192.

<sup>167</sup> Müller-Funk, Kakanien revisited. S. 26.

und eine[r] alternde[n] Magd“ (dT 6) – angeführt werden. Stereotype Zuschreibungen erfolgen üblicherweise in der Unpersönlichkeit der Generalisierung und werden somit auf Distanz gehalten. Aus der Vielzahl der Frauen wird eine ausgewählt, um sie zu „entwickeln“. Pernetts begehrt die ethnisch andere Maruschka. In der Literatur erscheinen die fremden Frauen oft als willig und als besonders leidenschaftlich. Das, was Pernetts also sucht, ist nur im Anderen auffindbar. Sexualität – im 19. Jahrhundert ein Tabuthema – lässt sich im entfernten Anderen leichter ausleben, wenn es auch in den Novellen nie zum sexuellen Akt kommt (oder zumindest von den Erzählern aus moralischen Gründen verschwiegen wird), es bleibt lediglich bei einem Kuss. Der Mann braucht keine Angst zu haben, denn aufgrund seiner höherwertigeren Kultur ist es ihm möglich über dem sexuell und ethnisch andere zu stehen. Die slawische Frau soll demnach unterwürfig und dankbar reagieren.<sup>168</sup> Pernetts scheint sich sein Begehren einzugestehen, indem er sich als mächtiger „Großtürke“ imaginiert und die slawischen Tagelöhnerinnen als „Sclavinnen“ benennt. Der Orient wird direkt in den eigenen Raum geholt und funktioniert als Distinktionsmittel. Das Verhältnis zwischen ihm und Maruschka bleibt ein angespanntes. Wenn Pernetts auf das begehrenswerte Mädchen trifft, verhält er sich streng und zeigt keine freundlichen Gesichtszüge. Der Mimik kommt zwischen den beiden eine bestimmte Bedeutung zu. Zum Beispiel wird Maruschkas Gesicht verfinstert dargestellt, Pernetts sieht darin Spott und Hohn, fühlt sich aber oder gerade deswegen von ihr angezogen: „Sie sah mich dabei mit zusammengezogenen Brauen verächtlich – und doch mit ungläubiger Zärtlichkeit an“ (dT 17). Die Fremde ist wieder anziehend und abstoßend zugleich. Dieser ausgedrückte Spott und auch das „Hohngelächter“ (dT 18) Maruschkas zeigen nicht nur ihre Überlegenheit gegenüber dem Herrn, sie spiegeln auch seine eigenen Ängste wieder. Er weiß, dass er sich gegenüber Maruschka nicht seinen Gefühlen entsprechend verhält. In ihrem Spott erkennt er sein unrechtes Verhalten, doch aufgrund seines Pflicht- und Treuegefühls zur feudalen Ordnung ist ihm ein Ausbrechen daraus nicht möglich. Eine Beziehung mit jemandem aus einem niederen Stand galt als verpönt und hätte auch den sozialen Abstieg Pernetts bedeutet.<sup>169</sup> Maruschka entpuppt sich jedoch im Gegensatz zu ihrem erwarteten Rollenbild weder als unterwürfig noch als dankbar, wie dies in anderen Werken zu Saars Zeiten des Öfteren dargestellt wurde.<sup>170</sup> Im Gegenteil, sie lehnt sich aktiv auf und setzt sich über

---

<sup>168</sup> Vgl. Müller-Funk, Kakanien revisited. S. 26-27.

<sup>169</sup> Vgl. M. Wagner, Bild der Slawen. S. 189-190.

<sup>170</sup> Die passive Bild der ethnisch anderen Frau findet sich beispielsweise in Robert Michels *Die Verhüllte* (1907). Die Novelle spielt im von den Habsburgern okkupierten Bosnien, wobei die Einwohner hauptsächlich durch ihre Frauen dargestellt werden. Es kommt zu einer spontanen Entführung einer „orientalischen Gestalt“ durch einen französischen Soldaten. Die zwei binären Oppositionen – Orient und

die feudale Ordnung hinweg. Durch Spott und Hohn versucht sie auf die befehlende, aggressive Art Pernetts zu reagieren und sie so abzuschwächen. Dies gelingt ihr auch. So setzt Maruschka die von Pernetts vermittelte Arbeit nicht fort, sondern beobachtet stattdessen die Arbeiter von einem Baum aus. Dieser Blick von oben herab, „aus der Vogelperspektive“ (dT 27), dient jedoch nicht wie üblicherweise der Kontrolle. Indem nun der eigentlich Beherrschte in der Beobachterrolle ist, wird der kontrollierende zu einem verachtenden Blick. Das Mädchen widersetzt sich der Arbeit bzw. ihrer vom Herrn angedachten Rolle – genauso wie Mischka – und positioniert sich somit selbst außerhalb der Ordnung. Maruschkas fehlender Arbeitswille wird aber nicht als Kritik des gesellschaftlichen Systems gewertet, sondern resultiert in der Frage, warum sie denn nicht wenigstens als Prostituierte tätig ist – irgendetwas muss sie ja machen. Womit wir auf ein gängiges Stereotyp der begehrten Frau treffen, die zu wenig wert ist, um sie zu heiraten, aber als Prostituierte bzw. als willige Geliebte gut genug wäre:

Denn trotz ihrer Verwahrlosung, ihrer breiten Backenknochen und der etwas platten Nase ist sie doch eine Schönheit, eine echt slawische Schönheit. Hier im Orte könnte freilich ihr Weizen nicht blühen; aber sie brauchte ja nur eine Fußreise nach B... anzutreten, dort giebt es Seelenverkäuferinnen genug, die sie mit offenen Armen empfangen würden. Es kann also doch nur wieder die Macht der Trägheit sein, was sie an das gewohnte heimatliche Elend fest bannt. (dT 27-28)

Besonders die slawische Frau, durch stereotype physiognomische Merkmale – die spezielle Form von Backenknochen und Nase – geprägt, gilt als wild und willig. Die stereotype Eigenschaft der Trägheit, die unteren sozialen Schichten gerne zugeschrieben wird, scheint ihr Schicksal zu bestimmen. Sie ist aber nicht passiv, Maruschka handelt, wenn auch in die Richtung abwärts und wird schließlich zur Brandstifterin. Der Herr, Pernetts, bestimmt letztendlich, wer die Frau ist. Sie ist in keinem Fall seine Ehefrau, dies wird ein „schönes, sanftes Mädchen, die Tochter eines benachbarten Försters“ (dT 39). Maruschka bleibt in ihrer Rolle gefangen, macht sich strafbar, stirbt am Ende. Damit ist die soziale Ordnung wiederhergestellt.<sup>171</sup>

Zu einem Subjekt des Begehrens wird auch Milada, ein „noch blutjunges Ding, nicht viel über fünfzehn“ (FsG 64) in *Herr Fridolin und sein Glück*. Neben ihrer Schönheit findet Fridolin auch Gefallen daran, dass „sie immer still vor sich hinblickte und unverdrossen ihrer Hantierung nachging“ (FsG 65). Im Gegensatz zu Maruschka geht

---

Okzident – erscheinen aber nicht voneinander abgegrenzt. Sie vermischen sich. Die Passivität der Frau bzw. des Orients beschränkt ihre Bedeutung. Dennoch kann sie sich aber gerade dadurch von der Macht des westlichen Entführers befreien.

<sup>171</sup> Vgl. Boehringer, Gender, identity and the function of violence. S. 182-183.

Milada einer geregelten Arbeit nach, sie ist in der Waschküche des Schlosses tätig. Typisch für Saar wird auch Milada als drohende Gefahr eingeführt, die insbesondere durch ihre Augen ausgedrückt wird: „Aus dem schmalen Gesicht, das noch dazu immer von einem verblichenen Kopftuche halb verhüllt war, blickten zwei große Augen, schwarz und glänzend wie Steinkohle“ (FsG 64). Die Augen erscheinen schwarz und stehen für Verächtliches, das jedoch auch Neugier weckt. So sind es nur die Augen, die aus der Verhüllung ihres Gesichts hervortreten und erkennbar bleiben müssen, da sie zu einem Kommunikationsmittel werden. Die ethnisch andere Frau spricht im ersten Moment nicht, sondern sie „starrt[e] gedankenlos gen Himmel“ (dT 11) wie Maruschka oder wird als stilles Wesen wie Milada dargestellt. Das Begehren liegt aber auch in der Verhüllung, dem Versteckten und Nicht-Sichtbaren. Das stille, „unscheinbar und unfertig“ (FsG 64) wirkende Mädchen wird für Fridolin schließlich zur „größte[n] Gefahr“ (FsG 66), als ihm sein Begehren zu aktivem Handeln bewegt:

Ich gestehe, daß es mich nun anwandelte, sie zu umarmen und zu küssen, denn wir befanden uns ganz allein in dem schmalen Hinterhofe [...] Aber ich beherrschte mich und eilte fort – und von dem Tag an wick ich ihr absichtlich aus, denn ich fühlte, daß jetzt die größte Gefahr drohe. (FsG 66)

Die Begegnung fordert von Fridolin Selbstbeherrschung und trägt somit zur Konstruktion des männlich rational denkenden Ichs bei. Obwohl beide slawischer Herkunft sind, ist auch hier keine Vereinigung möglich. Milada wird für Fridolin zum Indikator seiner Anpassung an die adelige Herrschaft. Denn das erste Aufeinandertreffen mit dem jungen Mädchen geschah, als er noch „als Hausknecht diente“ (FsG 64), später ist er bereits Diener bei Graf Benno „und da war [...] doppelte Vorsicht geboten“ (FsG 66). Es liegt alleinig am Knecht, ob er die Liebe wählt oder sein Leben fleißig in gräflichem Dienste fortsetzt. Fridolin entscheidet sich zunächst für Milada, ein gemeinsames Leben ist aber im feudalistischen Raum nicht möglich. So stellt Fridolin fest: „Das Haupthinderniß blieb noch immer bestehen; nämlich der Umstand, daß von der Herrschaft nicht loszukommen war“ (FsG 84). Die leidenschaftliche Liebe soll versteckt werden, denn dafür ist in der Welt des patriarchalischen Adels kein Platz. Demzufolge plant Fridolin mit Milada nach Amerika auszuwandern. Amerika erscheint als Ort ohne Gedächtnis, „wo sich kein Mensch um die Vergangenheit des anderen kümmert“ (FsG 83). Dieses stereotype Amerikabild spiegelt Freiheit und Selbstbestimmung wider und konnte sich bis in die Gegenwart aufrecht erhalten. Es ist aber die Frau, die sich von Fridolin abwendet. Wird dies in der Novelle als eine glückliche Fügung des Schicksals gesehen, deutet es aber tatsächlich auf die Determiniertheit der sozialen Positionen hin. Milada bleibt, obwohl auch sie dem Schlosspersonal angehört, eine aufgrund ihrer „ganz besondere[n] Schönheit“

(FsG 68) gefährliche Person, die dadurch nicht zu rationalem Denken fähig scheint und letztendlich gegen das Gesetz verstößt. Maruschka und Milada beginnen im Gegensatz zu Mischka zu sprechen, machen direkt auf ihre Rolle und das Begehren aufmerksam. Aber gerade diese aktive Rolle der Frau wird ihnen zum Verhängnis, da ein Verhalten dieser Art im traditionellen Frauenbild des 19. Jahrhunderts keinen Platz hatte. Fridolin könnte sich eigentlich zu Milada bekennen, doch er ist im sozialen System schon zu weit emporgekommen. Zur Rolle des Dieners passt keine begehrtenswerte Frau, die von der Arbeit ablenkt und somit auch keine leidenschaftliche Liebe, da die Liebe zum Herrn das Dienerleben voll und ganz ausfüllt. So kehrt Fridolin nach dem Verlust der Liebe wieder in sein Dienerleben zurück und darf, da er die „größte Gefahr“ überstanden hat, in der sozialen Ordnung weiter aufsteigen. Miladas Entscheidung gegen Fridolin zeigt einerseits ihre Erkenntnis, dass sie Fridolins Ansehen und sozialem Stellenwert schadet, dies bedeutet aber auch gleichzeitig ein Zugeständnis für das feudale Herrschaftsverhältnis. Andererseits ist das anfangs stille Mädchen zu diesem Zeitpunkt bereits eine verurteilte Kindesmörderin und somit „Zuchthäuslerin“ – das Mädchen verstößt gegen die soziale Ordnung und ist so dem Untergang geweiht. Sieht Pernet Maruschkas Schönheit nach ihrem Moral- bzw. Gesetzesverstoß verfallen, wird Milada jedoch attraktiver:

Sie stand da, leicht vorgebeugt, die Augen lauernd auf mich gerichtet. Ueber ihr loses Kleid fielen die Haare bis zur Kniebeuge hinab, und trotz des geheimen Grauens, das ich vor ihr empfand, sah ich, wie schön sie war – eigentlich noch viel schöner als früher, trotz der zwei Jahre, die sie im Zuchthaus gesessen. (FsG 75)

Ethnische Differenz wird dann interessant, wenn das Andere mit negativen Charakterzügen belegt werden, trotz allem aber ästhetisch schön bleibt, wie dies auch bei Mischka sowie Matěj geschieht. Sie ziehen damit Begehren beider Geschlechter auf sich, das scheinbar absichtlich geschieht. Denn es ist Milada, die sich Fridolin entgegen beugt und ihre Haare offen trägt. Dem Begehren ist nicht zu entkommen. Auch das Eigene handelt triebgesteuert und entscheidet nicht immer rational. So wird einerseits die Figur des perfekt angepassten Dieners als auch andererseits die Figur der Gräfin gebrochen. Die Schönheit Miladas wird von der Gräfin-Mutter höchstpersönlich überprüft. Milada wird dabei wie ein Tier den Herrschern vorgeführt:

So trat denn Milada, die sich nur rasch das Haar zurecht gestrichen hatte [...] in den Salon, in welchem sich außer dem Professor nur die Damen befanden; die Herren hatten sich in das Rauchzimmer zurückziehen müssen. Milada wurde nun von allen Seiten betrachtet, man richtete einige Fragen an sie [...] Aber Ihre Erlaucht legte sich in's Mittel und sagte: „Nein, nein, der Herr Professor hat sich als sehr feiner Kenner erwiesen. Das Mädchen ist wirklich von ganz besonderer Schönheit. Aber in ihrem Blick ist Etwas, das mir nicht gefallen will. Ich halte diese Milada für eine gefährliche Person.“ (FsG 67-68)

Die Männer müssen von der schönen, gefährlichen Person sogar geschützt werden. Denn mit ihrer natürlichen Schönheit, die jede rationale Denkweise des Mannes ausschalten lässt, wird die ethnisch andere Frau zu einem Dämon. Genauso wie die Natur als imposant und wunderschön erscheint, dennoch dem Menschen auch Leid und Schaden zufügt, spiegeln sich in der Frau diese ambivalenten Züge wider. Miladas Schönheit bleibt unvergänglich, aber auch sie findet kein positives Ende. Das Mädchen heiratet, anstatt mit Fridolin nach Amerika zu gehen, den alten Müller Mussil, der ihrer Ethnie aber auch ihrem Stand entspricht. Am Ende stirbt Milada jedoch bei der Geburt ihres Kindes und somit ist auch hier die soziale Ordnung wiederhergestellt.

Das Gegenbild zur Verführerin stellt die Ehefrau des Dieners dar. Diese findet sich in *Herr Fridolin und sein Glück* als auch in *Mašlans Frau*.

Katinka Kwapil, Fridolins spätere Ehefrau, hebt sich stark von Milada ab. Sie ist zwar auch tschechischer Herkunft, aber bereits eine „überreife Schönheit, deren einziger Fehler in einer allzu sehr nach aufwärts gerichteten Nase bestand“ (FsG 48). Auf stereotypische Weise wird Katinka durch die aufwärts gerichtete Nase als arrogant und eingebildet beschrieben. Mit dieser Charakteristik steht sie auch stellvertretend für die Gruppe der Tschechen, denen von Seiten der Österreicher ein (zu stark) ausgeprägtes Nationalbewusstsein nachgesagt wird. Katinka ist aber die geborene Hausfrau und kann daher auch ohne Bedenken geheiratet werden, da von ihr keine Gefahr ausgeht. So hat sie zwar „schmachtende[r] blaue[r] Augen“ und „üppigen blonden Haarwuchs[es]“ (FsG 48), ist aber aufgrund ihres fortgeschrittenen Alters nicht begehrenswert. Damit steht sie genau im Gegenteil zur jungen Milada und damit auch zu ihrem Aussehen. Katinkas als harmlos empfundenes Äußeres steht Miladas schwarzen Augen oder Maruschkas „krause[m] dunkle[n] Haar“ (dT 11) gegenüber. Daraus ergibt sich ein Kontrast nach dem Schema weiß/schwarz bzw. mit Saids Worten Okzident/Orient, der gleichzeitig auch die Regeln der sozialen Ordnung erkennen lässt. Fridolin bekommt nicht wie Pernett ein „schönes, sanftes Mädchen“ (dT 39), weil er innerhalb seiner sozialen Position bleiben muss und eben als persönlicher Diener tätig ist, eine Funktion, die ihn noch stärker an seinen Herrn bindet und somit keinen Platz für Leidenschaft lässt. Indem sich Fridolin für Katinka als seine Ehefrau entscheidet – ein Wunsch der Gräfin – steigt er in der sozialen, feudal ausgeprägten Ordnung auf und wird Zimmerwärter im Schloss. Katinkas ambivalente Figur dient somit einerseits der stereotypen Darstellung der Tschechen, andererseits erscheint sie aber aufgrund ihrer dienenden Tätigkeit in feudalen Verhältnissen viel eigener als Milada, was durch das äußere Erscheinungsbild verdeutlicht wird.



Ein von der dämonisch verführerischen Frau abweichendes Bild stellt auch Evi Mašlan dar. Evi gilt zwar wie die Verführerin als begehrenswert, zeichnet sich aber durch arbeitswilliges, moralisches Handeln aus. Außerdem stammt Evi im Gegensatz zu Maruschka und Milada aus einer wohlhabenden tschechischen Bauersfamilie. Evi verfügt somit über Macht, die sich zum einen durch ihre Herkunft ergibt, zum anderen durch ihre Funktion als Ehefrau des Dieners. Sie herrscht als „unumschränkte Herrin des Hofes“ (MF 459) und stellt sich als Ehefrau zwischen ihren Mann und seinen Herrn. Sie verlangt von Matěj bei ihr zu bleiben, anstatt den Grafen im Winter auf eine Reise nach Wien zu begleiten:

Daß der Büchsenspanner ihn begleitet, haben Herr und Diener selbstverständlich gefunden. Beileibe aber nicht die Frau des Büchsenspanners. Sie hat nicht anders gedacht, als daß der alte Herr sich von Raudnowitz nie wieder fortrühren werde. Geschieht es aber, dann muß er ihren Mann beurlauben. Ihr Mann bleibt bei ihr. Mašlan wieder sagt: ‚Umgekehrt ist auch gefahren: meine Frau bleibt bei mir. Ich bin kein freier Mensch, ich steh im Dienst des Grafen und kann meinen Herrn nicht verlassen.‘ (MF 460)

Die Ehe – eine von Gott begründete Beziehung – erscheint machtvoller als das feudale Herr-Knecht-Verhältnis. So ist es die Ehefrau, die sich zwischen Herr und Knecht stellt. Auch diese Konstellation begründet sich auf Begehren. Die Ehefrau sieht den Ehemann selbstverständlich an ihrer Seite und nicht an der des Grafen. Matěj hingegen versteht sich in erster Linie als Diener des Grafen und meint daher, seine Frau auf die Reise mitnehmen zu dürfen. Evi ist aber aufgrund ihres Grundbesitzes ein „freier Mensch“ und begibt sich somit nicht in die Nähe des Adligen. Ihr Entschluss, ihren Mann doch alleine nach Wien gehen zu lassen, begründet sich wiederum im Mitgefühl für den alten Grafen: „Mein Mann geht ungern fort; es bleibt ihm aber nichts anderes übrig. Was soll er tun? Der arme, alte Herr entbehrt ihn gar zu schwer, er möchte sich völlig verlassen vorkommen ohne den Matěj“ (MF 461-462). Mitgefühl ist eine Eigenschaft, die für Menschlichkeit und somit auch für Kultur bzw. das Eigene steht. Frau Mašlan wird demnach eine Charakteristik zugeschrieben, die sie trotz tschechischer Herkunft dem Eigenen sehr nahe kommen lässt. Außerdem kann Evi zum Typus der starken Frau gezählt werden<sup>172</sup>, dies ist auch auf ihren sozialen Status zurückzuführen. Sie bewirtschaftet alleine – als Frau – einen Hof. So ist sie auch der

---

<sup>172</sup> Siehe dazu Karlheinz Rossbacher: Menschliche Ich-Stärke und weibliche Ich-Stärkung: „*Mašlans Frau*“ (1901). In: Ders.: Literatur und Liberalismus. Zur Kultur der Ringstraßenzeit in Wien. Wien: J&V 1992. S. 384-388. Rossbacher sieht Evis Figur gegen das Weiblichkeitsbild des Bürgertums geschrieben, das sich u.a. durch Passivität, Demut oder Geduld kennzeichnet. So liebt sie zwar ihren Mann, stellt aber ihre Würde als Frau höher. Dies versteht er als Kritik am asymmetrischen Eheverhältnis zum Nachteil der Frau, bedingt durch das zivile Ehegesetz sowie das katholische Ehesakrament. Vgl. dazu außerdem Waltraud Zuleger: Die Starke Frau. Untersuchungen zu einem Weiblichkeitsbild in der epischen Literatur des 19. Jahrhunderts. Dissertation. Univ. Wien, 1998. Für Zuleger stellt Evi einen Grundtypus der „starken Frau“ dar. Demnach zerbricht sie nicht an ihrer gescheiterten Ehe, sondern löst den Konflikt. (Vgl. S. 81).

Charakter, der das Eigene ins Wanken bringt. Sie löst als die eigentliche Protagonistin – schon der Titel benennt nur sie – Begehren sowohl bei Vanka als auch bei Matěj aus. Die wohlhabende und anständige Bauerstochter darf am Leben bleiben, da sie nicht gegen die herrschende Ordnung verstößt und somit die Überlegene ist.

### 8.3. Der *Mimic Man*: Die vermittelnde Funktion des Dieners

Der *Mimic Man* als Vermittler zwischen Herrscher und Beherrschte tritt in den Novellen in Form des Dieners in Erscheinung. Das Bedienen wird dabei zu einem wichtigen Aspekt, denn auf dieser Ebene ist es dem Knecht möglich, in die Räume des Herrn vorzudringen und das auch noch auf vom Herrn gewünschte Weise. Alleine durch die unmittelbare physische Nähe zum Herrn erhält der Knecht als Kammerdiener einen höheren Stellenwert als etwa ein Feldarbeiter auf einem gräflichen Gut. Diese „Wissensvermehrung“ bietet dem Diener die Option, überlegener als sein Herr zu handeln. Dem Motiv *des überlegenen Bedienten* kommt deshalb in der Literatur eine bedeutende Rolle zu. Einerseits dient es als „Spiegel, Echo und Widerpart“<sup>173</sup> zum Hauptcharakter. Denn erst durch die Beziehung zum Herrn wird dessen Figur deutlich, der oft ungerechte, autoritäre Charakter des Herrn wird durch die Überlegenheit des Dieners offengelegt. Andererseits zeichnet sich der Diener auch durch komische Elemente aus, die von rücksichtsloser Frechheit bis zur Überlistung des Gegners geht. Es kommt zu einer Umkehrung, die Fähigkeiten des Schwächeren werden verkannt und der Mangel an Lebenstüchtigkeit wird am scheinbar Stärkeren aufgezeigt. Dies kommt meist in jenen Begegnungen zu Tage, wo Vertrautheit zwischen Herr und Diener dargestellt wird, beispielsweise wenn der Herr seinen Diener vor Demütigung rettet. Der Herr gibt fast seine höhere soziale Stufe auf, während der Diener seine Existenz verleugnet, wobei ihm die Welt des Herrn, welche doch nie seine eigene sein kann, zum Schicksal wird.<sup>174</sup>

Die Überlegenheit des Bedienten zählt auch zu den grundlegenden Kennzeichen des *Mimic Man*, die unter Punkt 4.4. erläutert wurden. Zwei Protagonisten zeichnen sich insbesondere durch Überlegenheit aus, inwieweit die Charakteristik des *Mimic Man* auf diese beiden zutrifft, soll im Folgenden geklärt werden.

---

<sup>173</sup> Elisabeth Frenzel: *Motive der Weltliteratur. Ein Lexikon dichtungsgeschichtlicher Längsschnitte*. 5. überarb. u. ergänzte Aufl. Stuttgart: Kröner 1999. (Kröners Taschenausgabe 301). S. 39

<sup>174</sup> Vgl. ebd. S. 39-40.

### 8.3.1. Bedřich Kohout

Bedřich Kohout, Protagonist in *Herr Fridolin und sein Glück*, ist Kammerdiener auf einem gräflichen Schloss in Mähren. Er zeichnet sich durch Fleiß, Zuverlässigkeit und Sorgfalt als „Beschützer und treue[r] Diener“ des Grafen Benno aus, der „halb im Scherz, halb im Ernst [erklärt]: er könne ohne seinen Fridolin gar nicht mehr leben.“ (FsG 47). Direkt am Beginn der Novelle wird das Abhängigkeitsverhältnis von Herr und Knecht dargestellt, wobei dies vom Erzähler ironisch konnotiert wird. Die Anpassung des Bedřich Kohout setzte schon in frühen Jugendjahren ein, was vom Erzähler als „Lebens- und Entwicklungsgang dieses merkwürdigen Mannes“ bezeichnet wird. Aber erst durch die Aneignung der deutschen Sprache wird ihm ein Posten in der sogenannten höheren Dienerschaft zugetraut und er wird Kammerdiener des Grafen Benno. Der Entwicklungsgang ist mit dieser Wendung aber noch nicht zu Ende. Was der Erzähler als Glück interpretiert, kann im Sinne der Mimikry als List gewertet werden, wenn Fridolin die „überreife Schönheit“ Katinka heiratet. Die Hochzeit wird von der Gräfin vorgeschlagen, mit dem Versprechen, Fridolin dann zum Zimmerwärter zu befördern. Sich seiner bevorstehenden Macht bewusst, willigt Fridolin ein. Der Erzähler stellt diese Begebenheit anfangs als glückliche Fügung dar, einerseits als Folge der damaligen Veränderungen, „welche Fridolin allmählig zum selbstständigen Manne machten“ (FsG 49), womit die Auflösung des schutzbriegerlichen Verhältnisses gemeint ist, andererseits als schicksalhafter Zufall, bedingt durch den Tod des Vaters des Grafen Benno, was Fridolin als Zimmerwärter zum „Alleinherrscher in dem verlassenen Schlosse“ (FsG 49) werden ließ.

Ein weiteres Zeichen der Anpassung besteht in Fridolins Kleidung. Anfangs noch ein barfüßiger Lehrjunge, trägt er als Zimmerwärter bereits die abgelegte Garderobe seines Herrn, die ihm dieser aus Pflicht der Dankbarkeit zur Verfügung stellt. Somit ergibt sich nun auch ein weiterer Beiname Fridolins, nämlich Herr „Schloßverwalter“. Er trägt gräfliche Kleidung, verfügt über Genussmittel wie Kaffee oder Zigarren und sitzt in einem Rosengarten – der „Entwicklungsgang“ des Herrn Fridolins ist hiermit zu Ende, womit auch der erste Teil der Novelle abgeschlossen ist:

Und wenn er dann nach eingenommenem Mahle, welchem Frau Katinka an Sonn- und Feiertagen stets eine Tasse schwarzen Kaffees folgen ließ, eine Cigarre rauchend in dem von Rosen durchdufteten Vorgärtchen saß, das hohe, schöne Schloß in altfranzösischem Styl vor Augen: da mochte er, der einst barfüßig und in geflicktem Jäckchen durch das Portal des Vorhofes hier eingezogen war, mit dem erhebenden Bewußtsein dessen, was er erreicht und errungen, auch das Vollgefühl haben, ein Glücklicher zu sein. (FsG 52)

Das erhebende Bewusstsein Fridolins lässt auch darauf schließen, dass er sehr genau wusste, wann er sich wie verhalten sollte und welche Angebote er ablehnte bzw. annahm. Er handelte also berechnend. Das Schloss wird jedoch immer nur vor Augen bleiben, so wie er sich auch nicht vom Schlossverwalter zum Schlossbesitzer wandeln wird. Trotz aller äußeren, offensichtlichen Veränderungen ist er in seiner sozialen Rolle als Untertan fest fixiert, er ist nach Bhabha „fast, aber doch nicht ganz dasselbe“. Die Brechung autoritärer Normen liegt aber trotzdem in den Zuschreibungen wie „Herr Schloßverwalter“. Außerdem verdeutlicht die Bezeichnung „Herr“, die schon im Titel erfolgt, auch die Instabilität der Grenzen zwischen Herr und Knecht. Fridolin erkennt seine Überlegenheit, die für ihn in Rücksichtnahme sowie im Respektieren seiner Mitmenschen liegt: „Und insofern begreif ich es wohl, daß das Dienen nicht Jedermanns Sache ist. Nun gar bei hohen Herrschaften. Die sind nicht gewohnt, Rücksicht zu nehmen“ (FsG 60). Indem er mit Spaß und Gelassenheit seinem Anderen, dem adeligen Stand gegenübertritt, legt er deren naives und irrationales Verhalten offen. So wollen eine Gruppe von Grafen und Comtessen Fridolin in Eiswasser untertauchen, was Fridolin mittels der Strategie „ironische Gelassenheit“ abzuwenden versucht: „Das Herz stand mir still vor Angst. Aber ich ließ es nicht merken, sondern suchte eine lächelnde Miene anzunehmen, als wäre mir die Sache ganz egal“ (FsG 62). Graf Benno wird durch dieses Ereignis bloß gestellt und lässt seinem Diener daher auch sofort die bestmögliche Hilfe zukommen.

Nach Hegel ist dem Knecht sein unentbehrlicher Nutzen sehr wohl bewusst. Der Knecht gibt sein Einverständnis zu dem ungleichen Machtverhältnis nicht nur durch Zwang, sondern vor allem weil er ein Selbstbewusstsein seiner Unentbehrlichkeit entwickelt. Es kommt zur Perfektionierung der dienenden Rolle des Knechts, er ist stolz auf seine Leistungen und sein Können.<sup>175</sup> Dies ist auch bei Fridolin zu erkennen, als er dem Erzähler erläutert, was es ausmacht ein Hausknecht zu sein, wozu „Eigenschaften erforderlich sind, von denen so irgend ein hochnasiger Bursche keine Ahnung hat“ (FsG 59):

Nun, das Reinigen der Treppen und Gänge ist wohl keine Kunst, und der Nächstbeste kann es treffen. Aber die Lampen! Um die in Stand zu halten, ist nicht bloß ein stark entwickelter Reinlichkeitssinn, sondern auch eine gelehrige, schmiege- und biegsame Hand nothwendig. [...] Und dann das Heizen! Da darf man nicht bloß das Holz in den Ofen schieben und den Span darunter: man muß sich auch überzeugen, ob es wirklich brennt. Denn jeder Ofen hat seine besonderen Mucken, die studirt werden müssen – gerade so, wie hinsichtlich der Temperatur die Empfindlichkeit der Zimmerbewohner studirt werden muß. (FsG 59-60)

---

<sup>175</sup> Vgl. Müller-Funk, Kakanien revisited. S. 29.

Der subversive Vergleich der adeligen Schlossbewohner mit einem alltäglichen Gebrauchsgegenstand deutet auf die „Bedienbarkeit“ der Herrscher. Sie können gesteuert werden, wenn man sie studiert hat und Fridolin weiß, wie dies durchzuführen ist. Er versteht es außerdem, die klischeehaften Gewohnheiten der Adligen zu unterlaufen, indem er sich denen widersetzt. Dies geschieht in Bezug auf Speis und Trank:

Herr Fridolin hatte nämlich eine entscheidende Vorliebe für Pilsener Bier. Nun soll damit nicht etwa gesagt sein, daß er ein Trinker gewesen. Welcher Freund und Verehrer jenes hellen, durchsichtigen, stark hopfenhältigen Gebräues könnte überhaupt ein Trinker genannt werden? Nein: Fridolin brachte diesem ersten der Biere jene würdevolle Bedächtigkeit entgegen, die ihn nach allen Richtungen hin auszeichnete. Er zog es eben jedem anderen Getränke vor, ja es war gewissermaßen das einzige, das er zu sich nahm. Im übrigen erwies er sich, wie alle bedeutenden Menschen, nicht abhängig von seinen leiblichen Bedürfnissen, die er auf das allereinfachste zu befriedigen liebte. (FsG 53)

Fridolins „Vorliebe für Pilsener Bier“ grenzt ihn, auf den ersten Blick betrachtet, von der Herrschaft ab. Doch es zeigt sich, dass gerade das Biertrinken zu einem verbindenden Moment wird und auch die herrschenden Einwohner des Dorfes kein homogenes Bild ergeben. So bringt das Biertrinken unterschiedliche soziale Gruppen, wie „Gutsverwalter“ oder „sämtliche Adjunkten und Schreiber“ (FsG 54), zusammen. Das Pilsener Bier wird zu einem Symbol der Verbindung als auch der Abgrenzung. Denn der Erzähler macht das Biertrinken Fridolins zu einem zentralen Punkt. So ergibt sich auch die Erzählung der Geschichte daraus. Vor allem dient es aber als abgrenzendes Element, welches durch ironische Übertreibung die Einfachheit Fridolins darstellt und somit auch dafür steht, warum Fridolin dem Eigenen sehr nahe kommt, aber nie selbst zum Eigenen werden kann.

### **8.3.2. Fritz**

Ähnlich wie Fridolin befindet sich auch der Kammerdiener der Gräfin in *Er lasst die Hand küssen*, Fritz, in einer untergeordneten, doch einflussreichen Rolle. Als spannend erweist sich hier im Gegensatz zum Text von Saar die Undeutlichkeit, welcher ethnischen Gruppe Fritz angehört. Wird Fridolins slawische Herkunft gleich zu Beginn festgelegt, weist der Name „Fritz“ hingegen auf deutschen bzw. österreichischen Ursprung, der Leser bekommt jedoch keine Bestätigung oder weitere Angaben dazu. Fritz kann also durchaus slawischer Herkunft sein und wie Fridolin seinen deutschen Namen von den Adligen verliehen bekommen haben. Durch die Tätigkeiten im Schloss konnte sich Fritz soweit an die herrschende Oberschicht annähern, dass er als vornehm sowie edel gilt und nicht nur für den Subalternen Mischka, sondern sogar für

die Gräfin spricht. Somit wird Fritz zum *Mimic Man*. Fritz fungiert als Bote zwischen der Gräfin und ihrem Untertan Mischka und steht so zwischen den beiden Gruppen – ein einfach arbeitender Mann, aber im Benehmen und Denken wie die feudalen Herrscher. Da er derjenige ist, der die Entscheidungen der Gräfin, die Beförderung genauso wie die Bestrafungen, übermittelt, wird er auch mit einem Vogel oder Papagei verglichen. Dabei bleibt Fritz nicht bei der Wahrheit, sondern gibt sie für seine Herrin vornehm und edel verschleiert wieder:

Der eifrigste von allen Dienern flog hin und her und stand bald wieder vor seiner Gebieterin. ‚Nun‘, fragte diese, ‚was sagen die Alten?‘ Der Kammerdiener [...] schob das Bein vor, sank aus Ehrfurcht völlig in sich zusammen und meldete, die Alten schwämmen in Tränen der Dankbarkeit. ‚Und der Mischka?‘ ‚Oh, der‘ – lautete die devote Antwort, und rutschte das linke Bein mit anmutigem Schwunge vor – ‚oh, der – der laßt die Hand küssen.‘ (EIHk 233)

Dieser Vorgang stellt eine Machtstrategie dar. Denn eigentlich ist Mischka von der Idee der Gräfin, ihn als Gartenarbeiter anzustellen, überhaupt nicht begeistert und gibt dies auch vor dem Kammerdiener zum Ausdruck. Doch als *Mimic Man* repräsentiert der eifrige Diener die Herrscher zum Teil und konfrontiert diese mit einer verzerrten Darstellung ihres Selbst. Er wiederholt die Sprache des Adels und benutzt sie für seine Absicht. Die Aussage „Er laßt die Hand küssen“ wird folglich zu einem affirmativen Kennzeichen dieser verzerrten Darstellung. Ein edler Satz, der nie für die Untertanen gebraucht werden würde, deckt gerade die Ambivalenz des Herr-Knecht-Verhältnisses auf, nämlich dass die Wahrheit zurechtlegbar ist, wenn dafür vieles andere verheimlicht wird. Die Macht der Herrscher ist somit nicht allwissend und allumgreifend, der Kammerdiener ist sich seiner Überlegenheit bewusst und weiß diese auch zu nutzen. Er greift aktiv in das Geschehen ein.

## EXKURS – Ludwig Winder: *Der Kammerdiener*

Ludwig Winder gilt als vergessener Autor, wurde aber in den vergangenen Jahren unter anderem im Rahmen der deutschsprachigen Prager Literatur wiederentdeckt. Winder wurde 1889 in Schaffa (tschechisch Šafov) in Südmähren geboren. Er verbrachte einige Jahre als Journalist und Schriftsteller in Prag, wo er nach dem Tod Kafkas in den „Prager Kreis“ aufgenommen wurde, bevor er 1939 aufgrund seiner jüdischen Herkunft aus dem von den Nazis besetzten Tschechien nach Großbritannien flüchten musste. Dort starb er 1946. Zu Winders zweitem Exilroman zählt *Der Kammerdiener* (1942-43)<sup>176</sup>, der als Fortsetzungsroman in *Die Zeitung* (1943-1945) veröffentlicht wurde und schließlich im Jahr 1988 die erste vollständige Publikation fand.<sup>177</sup>

Der Roman handelt vom Kammerdiener Anton Toman, der mit seiner Familie (Frau, Sohn und Tochter) in einem mährischen Dorf namens Lepnik im Schloss seines Herrn, dem Grafen Saill, lebt. Eine ethnische Zuordnung Tomans lässt sich – im Gegensatz zu Saar und Ebner-Eschenbach, wo dies zumindest leicht angedeutet wird – nur aufgrund seines Nachnamens vermuten. Nationale Konflikte spielen hier keine offensichtlich thematisierte Rolle. Die Handlung beginnt gegen Ende des 19. Jahrhunderts und zeigt den Verfall des Grafen, der aufgrund der Aufhebung der Feudalordnung immer mehr an Macht und Geld verliert. Ihm gegenüber steht sein überaus treuer Diener Toman. Erscheinen die beiden zunächst als starker Kontrast, werden im Lauf des Geschehens die Verstrickungen beider Leben ineinander sichtbar. Abhängigkeiten bestehen nicht nur in ökonomischer Hinsicht, so versucht Toman hinter dem Rücken seines Herrn zum Beispiel durch trickreiche Verkäufe des Schlossinventars Geld zu beschaffen, sondern auch in ganz essentieller Hinsicht. Mit dem Untergang des Grafen verfällt auch der Diener. Am Ende stirbt Herr wie Knecht. So wird auch das, was die beiden zusammenhält als Liebe bezeichnet und mit der Liebe zu Gott verglichen.

Die Sprache des Grafen in Bezug auf seinen Diener ist von tiefen Beleidigungen und Verachtung geprägt. Seine Abhängigkeit von Toman ist auf den ersten Blick betrachtet nicht bewusst, wenngleich in allerletzter Minute, als letzter Ausweg, der Diener zur Hilfe eilt und die Welt des Grafen in Ordnung bringt. Umgekehrt verhält es sich etwas

---

<sup>176</sup> Ludwig Winder: *Der Kammerdiener*. Neuaufl. Wien, Darmstadt: Zsolnay 1988. (Bücher der böhmischen Dörfer). – *Im Folgenden unter (Kd) als Textzitat ausgewiesen*.

<sup>177</sup> Vgl. Christiane Ida Spirek: *Von Habsburg bis Heydrich. Die mitteleuropäische Krise im Spät- und Exilwerk Ludwig Winders*. Wuppertal: Arco 2005. (Arco Wissenschaft). S. 21-38.

anders. Wenn über das Empfinden des Dieners zu seinem Herrn geschrieben wird, kommen stets nur positiv konnotierte Begriffe ins Spiel, denn in den Augen des Grafen ist es der Diener, der von ihm abhängig ist und nicht umgekehrt. So ist es einleuchtend, dass Toman seinen Herrn liebt und verehrt, der Graf seinen Diener jedoch ignoriert. Nur wenn er guter Laune war, „ließ er [der Graf] sich herab, nach dem Nachtmahl mit dem Kammerdiener zu plaudern“ (Kd 16). Anton Toman zeichnet sich durch einen „dienstfreudigen“ Charakter aus, er „diente dem Grafen leidenschaftlich gern, er war Kammerdiener aus Leidenschaft“ (Kd 15). Das Dienen wird als sein Lebensglück bezeichnet, seine Familie ist ihm anfänglich gleichgültig, der Sohn des Grafen – im gleichen Alter wie sein eigener Sohn – allerdings nicht:

Die Liebe des Dieners zu seinem Herrn umfaßte alles, was dem Grafen Saill gehörte. Frei von Eifersucht, liebte er alles, was sein Herr liebte, jedoch um einen Grad leidenschaftlicher als der Graf. [...] Anton Toman liebte den kleinen Sohn seines Herrn vielleicht nicht inniger, aber opferbereiter als der Graf. (Kd 18)

Im Sinne Hegels sind es die Knechte, die ihre Zuneigung für den Herrn als auch die Furcht vor ihm zeigen, indem sie Opfer bringen.<sup>178</sup> So bringt Toman Opfer für seinen Herrn, damit das Verhältnis bestehen bleibt. Die geradezu auf die Spitze getriebene Affirmation spielt aber mit der adeligen Gesellschaft und provoziert so die Herrschaftsverhältnisse. Es wird zwar immer wieder auf die „Kammerdienernatur“ angespielt, das heißt auf die Determiniertheit der Dienertätigkeit (vgl. Kd S. 17), wie dies auch bei Fridolin angedeutet wird (vgl. FsG 59). Doch gerade Anton Toman persönlich stellt den Bruch dazu dar. Er ist Sohn eines Musikers und auch sein eigener Sohn Edmund stellt sich schon früh gegen das Dienerleben seines Vaters. Das Dienersein ist somit wie jede andere keine essentialistische Identität. Toman scheint sich also in gewissen Maßen freiwillig dafür entschieden zu haben. Diese Erkenntnis ermutigt Edmund zu Widerstand. So verläuft sein Leben auch erfolgreicher als jenes vom Sohn des Grafen. In Saars und Ebner-Eschenbachs Novellen wäre dies (noch) nicht möglich, da sie ausschließlich vor dem Ersten Weltkrieg spielen. Hier scheinen sich die Diener gemäß dem Gedanken der Aufklärung noch „entwickeln“ zu müssen und kommen dabei nie ganz an die Herrscher heran. In Winders Roman hingegen, ist der Graf Saill schließlich bankrott und wie eben erwähnt, steht der Sohn des Dieners am Ende über dem des Grafen. Daraus lässt sich aber auch der Schluss ziehen, dass koloniale wie auch quasi-koloniale Verhältnisse auf Herrschaftsformen der Vormoderne bauen.<sup>179</sup>

---

<sup>178</sup> Vgl. Hegel, Phänomenologie des Geistes. S. 152-155.

<sup>179</sup> Vgl. Müller-Funk, Kakanien revisited. S. 30-31.



## 8.4. Sprache und Nationalität

Die Sprache als das bedeutendste Differenzierungskriterium des 19. Jahrhunderts entschied, welche Menschen welcher Gruppe zugeordnet wurden. In Mähren bedeutete dies Tschechisch oder Deutsch. Wenn auch die Verbundenheit zur Muttersprache stets ein wichtiger Identifikationspunkt blieb, näherten sich in der „liberaleren“ Zeit nach der Revolution die zwei Sprachen an und viele Österreicher lernten auch Tschechisch bzw. umgekehrt. Wer sich nun wann welcher Sprache bemächtigt, spielt daher in den Novellen eine wichtige Rolle.

Die Muttersprache Tschechisch wirkt so auch für Fridolin, „der sich nach und nach die deutsche Sprache nicht bloß in Wort, sondern auch einigermaßen in Schrift zu eigen gemacht hatte“ (FsG 47) identitätsstiftend, obgleich er aus eigener Erfahrung den Vorteil des Erlernens der deutschen Sprache zu schätzen weiß und seinen Kindern Deutschunterricht verordnet. Deutsch bleibt dabei aber die Umgangssprache, die beispielsweise für berufliche Erfolge notwendig ist und wird somit dem Tschechischen nie seinen Platz streitig machen, denn

zu Hause redeten sie [die Kinder] mit der Mutter und der Magd böhmisch, mit dem Vater, der dies unbedingt forderte, deutsch – und so war in der Familie der Nationalitäten-Ausgleich auf das befriedigendste hergestellt, wenn auch Frau Katinka im Stillen mehr auf die slavische Seite hinneigte. (FsG 51)

Die beiden Sprachen existieren also nebeneinander und bringen einen unterschiedlichen Nutzen mit sich, im nächsten Schritt wird so auch Sprache mit Nation gleichgesetzt. Wie verworren aber die Zuordnung zu einer Nation ist, wird durch die unterschiedlichen Bezeichnungen dafür – *czechisch*, *böhmisch*, *slavisch* – deutlich. Es wird „böhmisch“ gesprochen, während mit „slavisch“ die nationale Ebene gemeint ist. Das Selbstbild der Tschechen ist demnach unter anderem durch die Zugehörigkeit zum Slawentum geprägt. Die tschechisch-slawische Identität grenzt sich so von der deutschsprachigen Habsburger Elite ab. Sind die Slawen zwar durch die Gemeinsamkeiten ihrer Sprachen verbunden, können sie jedoch nicht als homogene ethnische oder nationale Gruppe zusammengefasst werden. Hier ist aber außerdem zu merken, dass der Erzähler das Nationalbewusstsein der Tschechen als Bedrohung empfindet. Denn der „Nationalitäten-Ausgleich“ wäre von Seiten der Deutschsprachigen gegeben, solange die Anderssprachigen den Nutzen der deutschen Sprache erkennen und die Sprache lernen, sich also der Kultur der Österreicher anpassen. Im selben Augenblick wird der tschechische Patriotismus

negativ konnotiert, so lebt Katinka ihr Zugehörigkeitsgefühl auch nur „im Stillen“ aus und wird als heimliche Bedrohung des Eigenen gesehen. Fridolin selbst steht zwischen seinem Herrn, dem Eigenen der Monarchie, und seiner Familie, dem Fremden. Eine Verquickung, die unterschiedliche Subjektpositionen eröffnet. Fridolin verfügt somit gleich über drei verschiedene Positionen, die auch durch seine Vornamen ausgedrückt werden, welche im Grunde ein- und dasselbe bezeichnen, auf ein- und denselben Ursprung bzw. Person zurückzuführen sind. Der deutsche Vorname „Friedrich“ deutet so auf die Anpassung des Dieners hin, während die Abwandlung „Fridolin“ für die Geringschätzung der Herrschaft steht und auch die Person des Dieners als belustigend charakterisiert.<sup>180</sup> Sein tschechischer Vorname „Bedřich“ kommt wiederum dann ins Spiel, wenn Fridolins persönliches Empfinden, sein Privatleben außerhalb des gräflichen Dienstes dargestellt wird. Dazu zählt jedoch nicht seine Familie, denn auch wenn er zu bekennen gibt, seine Frau später lieben gelernt zu haben, wurde die Verbindung von der Gräfin vorgeschlagen. Fridolins private Seite ist zu sehen, wenn er auf das slawische Mädchen Milada trifft. Sie ist es auch, die ihn mit seinem tschechischen Namen anspricht: „Dann sagte sie mir mit ihrer hellen, aber sanften Stimme, die sie selten genug vernehmen ließ: „Ich danke Dir, Bedřich –“ ich hörte es gern, daß sie mich nicht wie die Anderen Fridolin nannte“ (FsG 65). Das Tschechische wird also zu einem Identifikationssymbol, das Fridolin von der Grafschaft abgrenzt und somit deutlich macht, dass die Muttersprache verwendet wird, wenn es um Gefühle und Emotionen geht. Im Gegensatz dazu wird Deutsch als förmliche Sprache im Umgang mit den adeligen Vorgesetzten gebraucht.

Als Pendant zu Fridolin kann Pernetz gelesen werden. Seine Muttersprache ist Deutsch, aber als gebildeter Forstarbeiter, der im Zuge seiner beruflichen Tätigkeit tschechischen Arbeitern Befehle erteilt, spricht er demzufolge auch sehr gut Tschechisch. Fridolin als auch Pernetz haben sich aufgrund ihres Berufes die Sprache des jeweiligen Anderen angeeignet. Dass dies von den Österreichern nicht zwingend erwartet wird und somit als etwas Besonderes betrachtet werden kann, ist zu spüren, wenn Pernetz auf Maruschka und den Sohn des Bürgermeisters trifft. Für den „bartlose[n], noch nicht zwanzigjährige[n] Bursche[n]“ (dT 29) ist es seltsam Deutsch zu

---

<sup>180</sup> Lydia B. Kaiser führt in der kritisch hrsg. u. gedeuteten Ausgabe (wie Anm. 141, S. 139-142) den Namen „Fridolin“ auf die Figur des „Fridolins“ in Schillers Ballade *Der Gang nach dem Eisenhammer* zurück, der ähnliche Charakterzüge wie Saars Fridolin aufweist, beispielsweise unumschränkte Loyalität oder ehrfürchtige Unterordnung unter einem launischen Herrn. Sie interpretiert das Herr-Knecht-Verhältnis dahingehend, dass das Schicksal Fridolins so eng wie in einer Familie üblich, mit dem seines Herrn verknüpft ist. Schillers Ballade diene womöglich nicht nur für Saar als Vorbild. Motive daraus sowie die Fridolin-Figur finden sich in Erzählungen des 19. Jhdt. auch schon vor Saar, z.B. Eustachius: *Der Gute Fridolin und der Böse Dietrich* (1830).

sprechen: „Ach, Herr Adjunkt“, stammelte er, sich mühsam des ungewohnten deutschen Idioms bedienend“ (dT 30). Pernetts antwortet ihm daher auf Tschechisch. Der ungewohnte Gebrauch der deutschen Sprache deutet aber auch auf den aufkommenden Nationalitätenkonflikt hin. Die Tschechen werden als diejenigen dargestellt, die aus der Sicht der Deutschsprachigen ihren Teil zum Funktionieren des Zusammenlebens nicht bzw. in geringem Ausmaß beitragen und vor allem nur aufgrund ihrer „natürlichen Mehrzahl“ (dT 12) zu Macht gekommen sind.

Das steigende Nationalbewusstsein führte dennoch im Jahr 1897 zu den Badenschen Sprachverordnungen. Tschechisch wurde neben dem Deutschen zur Amtssprache erklärt.<sup>181</sup> Das bedeutete für das Tschechische eine offizielle Aufwertung als auch ein Zugeständnis der Herrscher, die tschechischsprachige Bevölkerung als nationale Gruppe zu sehen. Im selben Jahr wurde Ebner-Eschenbachs Novelle *Mašlans Frau* veröffentlicht. Wohl auch aus aktuellem Anlass wird gleich als Einstieg in das Geschehen Sprache in Bezug auf Nation thematisiert. Michael Vanka, Erzähler der Binnenhandlung, liest „eine tschechische Kampfzeitung und kränkte sich“ (MF 454). In diesem Kontext macht er sich Gedanken über den Nationalitätenkonflikt, den er als „tollwütigen Kampf“ (MF 454) bezeichnet. Die Darstellung des Konflikts erhält eine absurde Note, als Vanka dem Streit der verschiedenen ethnischen Gruppen der Monarchie den Frieden „zwischen den Nationalitäten der Tauben, Enten, Gänse, der Kotschinchina- und der gemeinen Haushühner“ (MF 454) gegenüberstellt.<sup>182</sup> Die Analogiesetzung von Mensch und Tier zählt zu den gängigen literarischen Mitteln, um entweder Ironie auszudrücken oder den Anderen als minderwertig, als „nicht menschlich genug“, darzustellen. Frantz Fanon hat diesen Aspekt in Bezug auf den Kolonialismus ausgearbeitet. Er bezeichnet die Sprache der Kolonialherren als eine zoologische Sprache, derer sie sich bemächtigen, um über die Kolonie zu sprechen:

Man macht Anspielungen auf die kriecherischen Bewegungen des Gelben, auf die Ausdünstungen der Eingeborenenstadt, auf die Horden, auf den Gestank [...] Wenn der Kolonialherr genau beschreiben und das richtige Wort finden will, bezieht er sich ständig auf das Tierreich.<sup>183</sup>

---

<sup>181</sup> Fürst, Deutsch(e) in Südmähren. S. 42.

<sup>182</sup> Siehe dazu Seeling, Gender- und Nationaldiskurs. S. 236-237. Seeling sieht in diesem Vergleich die parodistische Darstellung des gescheiterten Zusammenlebens der Nationalitäten. Die verschiedenen Geflügelarten verweisen auf die Vielzahl der nationalen Gruppen, die Aufzählung Vankas folgt dabei einer Hierarchie von edlen und weniger edlen Arten, wobei die Krankheitsmetapher die Problematik als Erkrankung definiert und somit auf die Emotionalität aber wenig ausgeprägte Effektivität des geführten Konflikts deutet. Seeling schließt daraus, dass nicht die nationalpolitischen Probleme lächerlich gemacht werden, sondern das „Unvermögen der darin verwickelten Menschen, sich bei der Lösungsfindung von ihrer Ratio leiten zu lassen“ (S. 237).

<sup>183</sup> Frantz Fanon: Die Verdammten dieser Erde. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1966. S. 33.

Differenz wird so sprachlich konstruiert und grenzt den gebildeten Kolonialherrscher vom dümmlichen Anderen ab. Sprache wird dabei häufig zu einem Instrument der Macht, um das Andere in eine unterlegene Position zu drängen, da es der Sprache der Kolonialherren – in diesem Kontext die Sprache der österreichischen Grundbesitzer – nicht mächtig ist und diese erst gelernt werden muss. Die Sprache ist neben Beziehung zur Feudalordnung identitätsstiftend bzw. begründet erst die Rolle in der feudalen Machtstruktur.

## **8.5. Ambivalenzen**

Die vorgenommene Analyse brachte zum Vorschein, dass sich Ambivalenzen in der Darstellung des Eigenen als auch des Anderen finden. Sie brechen die herrschende Ordnung und zeigen so den konstruierten Charakter von Differenzen. Die Machtverhältnisse finden vor allem aber auch auf einer privaten Ebene zwischen Herr und Knecht statt. Ausgehend von dieser zwischenmenschlichen Beziehung kann auf die sozialen und institutionellen Machtstrukturen der Monarchie geschlossen werden. In diesem Zusammenhang werden in den hier behandelten Novellen sowohl feudale wie frühmoderne Strukturen gebrochen und somit ihr Nutzen für das Wohl der Bevölkerung infrage gestellt. Durch ambivalente Darstellungen der Natur sowie der Personen wird auch die Richtung der Machtausübung zu Gunsten des Unterlegenen umgekehrt. Die Aufdeckung von Ambivalenz zählt somit zu einem der bedeutendsten Verfahren der postkolonialen Theorien. Bei Said wird dies in seiner überzeichneten Darstellung des „Orientalen“ spürbar, während Bhabha Ambivalenz zu einem Schlüsselwort in seiner Definition des kolonialen Stereotyps macht.

Die machthabenden Positionen in den Texten sind demnach nicht gänzlich den Grundbesitzern zuzuordnen. In Saars Novellen ist die Feudalordnung eine Machtstruktur, die scheinbar zum Erhalt der Monarchie und somit zum geordneten Zusammenleben der unterschiedlichen ethnischen Gruppen beiträgt. In Ebner-Eschenbachs Werken werden jedoch die Ungerechtigkeit und der naive Charakter der Grundbesitzer gezeigt. Beide Autoren beschreiben dies aber nicht mit stark nationalistisch geprägten Begrifflichkeiten, was darauf deuten lässt, dass sich in Mähren der Nationalgedanke im Gegensatz zu Böhmen oder südlicheren Gebieten der Monarchie langsam entwickelte. Die Figuren, die eine Stimme erhalten, sind daher Vertreter der feudalen Ordnung. Entscheidend ist hier, dass das Eigene österreichischer als auch tschechischer Herkunft ist – bzw. wenn dies nicht deutlich

gesagt wird – sein kann. So spricht nicht nur der Graf, sondern auch der Diener, wobei die erzählende Stimme der Rahmenhandlung Grundbesitzer oder in der Gesellschaft angesehene Personen bleiben. Hegels Definition von Herr und Knecht wurde in Ergänzung zu Catherine Halls Konzept herangezogen, um die Machtstrukturen in ihrer Gesamtheit zu erfassen. Die Differenzen geschehen daher zwischen Herr und Diener als auch eingebettet in den sozialen gesellschaftlichen Rahmen zwischen denjenigen, die sich zu feudalen oder monarchischen Strukturen bekennen und jene, die sich diesen widersetzen. Der herrschenden Ordnung ist demzufolge schwer zu entkommen. Wer sich außerhalb dieser stellt, findet den Tod. So positionieren sich zwar die Erzähler auf die Seite derjenigen, die schon Macht besitzen. Jedoch wird deren Image angekratzt und gezeigt, dass die Anderen durchaus überlegen sein können. Auch wer moralisch vorbildlich agiert, bleibt daher nicht eindeutig. Herr und Knecht in Mähren sind als keine gefestigten Personen zu sehen. Der Diskurs ist lebendig und bringt bei tiefergehender Betrachtung die schwankenden Machtverhältnisse auf institutioneller als auch persönlicher Ebene zum Vorschein. Die Habsburgermonarchie ist ein Ort, der als Machtkomplex von einer deutschsprachigen Kaiserfamilie geleitet wurde und die Bewohner je nach Nutzen für den Erhalt sowie den wirtschaftlichen Erfolg Monarchie behandelte. Ambivalenzen zeigen jedoch die Macht der Anderen, der Unterlegenen. Wenn diese auch nur für kurze Momente zu Tage treten, wird so der Machtkomplex in seiner Intensität entschärft.

## Fazit

In den Texten von Ebner-Eschenbach und Saar finden sich Figuren in unterschiedlichen Machtpositionen. Differenziert wird aufgrund der sozialen Herkunft, der ethnischen bzw. nationalen Herkunft sowie aufgrund des Geschlechts. Soziale Differenz geht dabei mit ethnischer Differenz einher, da soziale Konflikte ethnisch aufgeladen erscheinen.

In den Novellen besteht zunächst eine soziale Differenz von oben nach unten. Der Graf bzw. die Gräfin stehen als „Herr/Herrin“ an der Spitze dieser Gesellschaften. Es folgen die persönlichen Diener sowie diverse Garten- und Feldarbeiter. An unterster Stelle stehen jene, die keiner geregelten Arbeit nachgehen, wie beispielsweise die Tagelöhner. Die ethnische Differenz wird den Gruppen dieser Gesellschaftshierarchie zugeordnet, wie es für die Aufrechterhaltung des Machtapparats am besten ist. Die unter österreichischer Vorherrschaft geführte Monarchie stellte dementsprechend die deutschsprachigen Österreicher in den Vordergrund. So gehören die Adligen der Habsburger Elite an, die Zugehörigkeit zu einer ethnischen Gruppe kann jedoch nicht eindeutig festgestellt werden. Das Fremde wird zwar als tschechischsprachig identifiziert – muss wie zu sehen war – aber nicht unbedingt auf einen sozial niederen Status schließen. Bei den Arbeitern kommt es jedoch ebenso zu einer Hierarchisierung. Der deutschsprachige Forstarbeiter Pernett verfügt als Adjunkt über Macht und ist daher im sozialen System weiter oben zu finden. Mischka, slawischer Abstammung, ist als Gartenarbeiter wiederum privilegierter als ein Feldarbeiter. Die Roma gelten als die unterste ethnische Schicht, aufgrund ihrer ethnischen bzw. nationalen Fremdheit (Hautfarbe) und ihrem aus der kapitalistischen Arbeitsethik fallenden Lebensstil der Nomaden. Die Nähe zum Schloss, sei es bedingt durch den Ort oder die Art der Arbeit, entscheidet so über die soziale Position. Das Schloss ist in den Texten als Zentrum der Macht zu sehen und steht für die herrschende Ordnung, der auch die Grundbesitzer unterlegen sind.

Den Arbeitsthesen (siehe Punkt 2.1.) kann demzufolge nur bedingt zugestimmt werden. Es erfolgen auch nicht in allen Texten genaue Angaben, welcher ethnischen Gruppe die Figuren angehören. Weder wird das in diesen Fällen in Bezug auf die Sprache, noch durch konkrete nationale Begriffe ausgedrückt. Beispielsweise ist die Gräfin in *Er lässt die Hand küssen* eindeutig als machtvolle Person zu erkennen, die ethnische Zuordnung wird jedoch verschwiegen bzw. scheint daher irrelevant. Das

Herr-Knecht-Verhältnis ist jedoch erotisch aufgeladen, wobei dies bei Saar offensichtlicher dargestellt wird. Es wird aber deutlich, dass sich die herrschenden Personen zu den jeweils Anderen – differenziert durch sozialen Status, Ethnie oder Geschlecht – hingezogen fühlen. Die Anderen werden als dumm und träge bezeichnet, entwickeln sich aber zu ambivalenten Figuren, wenn es zum Beispiel bei der Beschreibung ihrer Wohnstätten zu idyllischen Szenen kommt. Die Strategien um die Anderen darzustellen, finden sich also in erster Linie in der Zuschreibung der Primitivität und somit in weiterer Folge im Abspruch der Kultur. So werden sie als Kriminelle oder als einfaches Bauernvolk gezeigt. Eine konkrete ethnische Zuordnung ergibt sich in manchen Fällen durch die Namen. Außerdem haben Sprache und Hautfarbe, vor allem ausgedrückt durch Stereotype, Distinktionsfunktion. Matěj Mašlan ist zum Beispiel als „Stützkopf“ und „Halbfremder“ die einzige Figur, die von Ebner-Eschenbach mit „Welschtirol“ national markiert wird. Die Grenzen zwischen Eigenem und Fremden erfolgen somit nicht identisch und nicht immer deutlich. Spannend ist auch die Konstruktion von doppelter Fremdheit. Demnach ist Mašlan in ethnischer Hinsicht doppelt markiert, aber auch in Bezug auf ethnische und soziale Differenz. Evi repräsentiert im Gegensatz dazu jene Schicht der tschechischsprachigen Bevölkerung, die aufgrund der ökonomischen Position erfolgreich ist. Sie kommt daher dem Eigenen viel näher, als es ihr Mann je könnte. Als Abgrenzung dienen wie zu sehen war, sowohl Auto- als auch Heterostereotype. Die Autostereotype finden sich in der Selbstbeherrschung oder dem Pflichtbewusstsein – sei es gegenüber der eigenen Gruppe als auch gegenüber den Anderen, sie gemäß dem Zivilisationsgedanken zu „erziehen“. Die Heterostereotype, die die tschechischsprachige Bevölkerung kennzeichnen, begründen sich vor allem in der Kriminalität, der Unmoralität, der Trunksucht oder der Faulheit. So stehen der Branntwein und das Pilsener Bier als Zeichen für soziale Differenz und in weiterer Folge für sozialen Abstieg. Stereotype sind in den Novellen Teil eines Abgrenzungsmechanismus, die das Verhältnis vom Eigenen zum Fremden festlegen. Wobei sich die Abgrenzung nicht ausschließlich über ethnische Differenz (tschechische Untertanen, österreichische Herrscher) ergeben muss. In der feudalen Ordnung ist die soziale Position ausschlaggebend – der Herr bleibt Herr, der Diener ein Diener. Stereotypische Zuschreibungen funktionieren aber oft überzeichnet und stellen so das Machtverhältnis infrage, zum Beispiel, wenn Mischka mehrmals eindeutig als dumm bezeichnet wird. Die Wissenden werden zu Nicht-Wissenden, da das „Dummsein“ nicht erklärt werden kann. Somit dient lediglich die kulturelle Differenz als Kriterium.

Das Fremde nimmt jedoch keine passive Rolle ein. Die Subalternen sprechen teilweise für sich und sind fester und anerkannter Bestandteil des mährischen Lebens.

Machtausübung geschieht also nicht nur durch eine bestimmte Gruppe. Macht zeigt sich unter anderem in Bestrafungen. Während bei Saar durch Worte bestraft wird, kommt es in Mischkas Fall zu körperlicher Bestrafung. Die Untergegangenen sind stets die Knechte – Maruschka, Milada, Mischka, Matěj – die an den Folgen der Entscheidungen ihrer Herren sterben. Die Ausnahme bilden Fritz und Fridolin als Mimic Man. Denn in ihrer Vermittlerposition sind sie, und das wird zum entscheidenden Moment, für die Herren von großem Nutzen. Die Ordnung löst sich in den Novellen von Saar und Ebner-Eschenbach – im Gegensatz zu Winders *Kammerdiener* – eben nicht auf. Bei Ebner-Eschenbach ist Kritik am Herr-Knecht-Verhältnis stärker als bei Saar zu erkennen. Außerdem lassen sich ihre Texte auch aus einer pädagogischen Perspektive betrachten. Durch Aufzeigen von Negativbeispielen – wie etwa Treuebruch oder harte körperliche Bestrafung – sollen die Leser etwas lernen. Stereotype verschwinden aber nicht. Folglich erscheint das Herr-Knecht-Verhältnis auch gebrochen. Das Begehren des Anderen führt die Herrscher in einen moralischen Zwiespalt und offenbart ihre schwachen, irrationalen Handlungen, die eigentlich dem Anderen zugeschrieben werden. An den sozialen Positionierungen, die durch kulturelle Differenz markiert werden, wird aber nicht gerüttelt. Somit bleibt auch das kulturelle Gedächtnis ein Machtinstrument, in dem Anderssein – häufig in Form von Stereotypen – fortgeschrieben wird.

Es konnte gezeigt werden, dass Herr und Knecht als im Machtsystem unbeständige Positionen erscheinen. Überlegener wie auch Unterlegener stellen kein homogenes Rollenbild dar. Ein Aspekt, der in allen vier Texten zu finden war, ist das feudalistische Machtsystem als Indikator, wer in der sozialen Ordnung aufsteigen darf. Denn wenn eine Figur aufsteigt, dann aufgrund der Anpassung an die Regeln des feudalen Diskurses. So wird Pernett zum Forstmeister, Fridolin zum Schlossverwalter, Fritz überzeugt als Kammerdiener und Matěj wird Müller. Sie zeichnen sich durch die feudalistisch geprägten Attribute wie Arbeitsgehorsam und Strebsamkeit aus, die darauf aufbauend in verstärkter Form in der neu entstehenden Welt des Kapitalismus gefragt sind. Auflehnung bzw. eine Reflexion der vorherrschenden Bedingungen wird von den Protagonisten nur in geringem Ausmaß angedacht. Dies geschieht, wenn sie durch eine bestimmte Begebenheit – die Begegnung mit dem begehrenswerten Anderen – aus dem Alltag gerissen werden. Die Erzählungen erhalten einen ambivalenten Charakter und für kurze Zeit öffnet sich so ein Raum der Erkenntnis, der die Herrscher zum Nachdenken bringt. Es wird überlegt, ob in die entgegengesetzte Richtung – also gegen die Feudalordnung und zu Gunsten der Anderen – gehandelt werden soll. Die in den Novellen behandelten Gegebenheiten in Mähren stellen in ihrer



Komplexität und Widersprüchlichkeit die grundlegendsten Spannungen zwischen den Menschen dar. Das „Ich“ wird durch die Abgrenzung zum „Anderen“ konstruiert. Der Kampf um Überleben und Anerkennung liegt daher der Identitätskonstruktion zugrunde. Die Instabilität von Machtstrukturen kann jedoch durch die Analyse von Differenzkonstruktionen gezeigt werden und bietet so auch die Option zur Reflexion von vergangenen wie gegenwärtigen Machtverhältnissen.

# Literaturverzeichnis

## Primärliteratur

Ebner-Eschenbach, Marie von: Er lässt die Hand küssen. [1886]. In: Dies.: Das Gemeindekind. Novellen / Aphorismen. München: Winkler-Verl. 1956. S. 230-248.

Ebner-Eschenbach, Marie von: Mašlans Frau. [1901]. In: Dies.: Das Gemeindekind. Novellen / Aphorismen. München: Winkler-Verl. 1956. S. 454-488.

Saar, Ferdinand von: Die Troglodytin. [1887]. In: Ders.: Mährische Novellen. Berlin: Nicolai 1989. (Deutsche Bibliothek des Ostens). S. 5-45.

Saar, Ferdinand von: Herr Fridolin und sein Glück. [1894]. In: Ders.: Mährische Novellen. Berlin: Nicolai 1989. (Deutsche Bibliothek des Ostens). S. 46-96.

## Weiterführende Primärliteratur

Michel, Robert: Die Verhüllte. In: Ders.: Die Verhüllte. Novellen von Robert Michel. Berlin: S. Fischer Verl. 1907. S. 11-39.

Winder, Ludwig: Der Kammerdiener. Neuaufl. Wien, Darmstadt: Zsolnay 1988. (Bücher der böhmischen Dörfer).

## Sekundärliteratur

Assmann, Aleida: Funktionsgedächtnis und Speichergedächtnis – Zwei Modi der Erinnerung. In: Dabag, Mihran / Platt, Kristin (Hg.): Generation und Gedächtnis. Erinnerungen und kollektive Identitäten. Opladen: Leske+Budrich 1995. S. 169-185.

Babka, Anna: >In-Side-Out< the Canon. Zur Verortung und Perspektivierung von postkolonialen Theorien & Gendertheorien in der germanistischen Literaturwissenschaft. In: Kakanien revisited 2007.  
<http://www.kakanien.ac.at/beitr/theorie/ABabka1.pdf> [Zugriff: 23.03.2010]

Barry, Peter: Postcolonial Criticism. In: Ders.: Beginning Theory. An Introduction to Literary and Cultural Theory. Manchester, New York: Manchester Univ. Press 2002. S. 192-202.

Benjamin, Walter: Der Erzähler. Betrachtungen zum Werk Nikolai Lesskows. In: Benjamin, Walter: Gesammelte Schriften. Bd. 2. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1977. S. 438-465.

Bhabha, Homi K.: Die Verortung der Kultur. Tübingen: Stauffenberg 2000. (Stauffenberg discussion 5).

Bhabha, Homi K.: The Location of Culture. London, New York: Routledge 1994.

- Bibl, Viktor: Die niederösterreichischen Stände im Vormärz. Ein Beitrag zur Vorgeschichte der Revolution des Jahres 1848. Wien: Gerlach & Weidling 1911.
- Birk, Hanne / Neumann, Birgit: Postkoloniale Erzähltheorie. In: Nünning, Ansgar (Hg.): Neue Ansätze in der Erzähltheorie. Trier: WVT 2002. S. 115-152.
- Biti, Vladimir: Literatur- und Kulturtheorie. Ein Handbuch gegenwärtiger Begriffe. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verl. 2001. (rowohlts enzyklopädie 55631).
- Boehringer, Michael: Gender, identity and the function of violence in Ferdinand von Saar's *Die Troglodytin*. In: Chambers, Helen (Hg.): Violence, culture and identity. Essays on German and Austrian literature, politics and society. Wien u.a.: Oxford 2006. (Cultural identity studies 1). S. 165-184.
- Bruckmüller, Ernst: Die österreichische Revolution von 1848 und der Habsburgermythos des 19. Jahrhunderts. In: Lengauer, Hubert / Kucher, Primus Heinz (Hg.): Bewegung im Reich der Immobilität. Revolutionen in der Habsburgermonarchie 1848-1849. Wien u.a.: Böhlau 2001. (Literaturgeschichte in Studien und Quellen 5). S. 1-33.
- Burdorf, Dieter / Fasbender, Christoph u.a. (Hg.): Metzler Lexikon Literatur. 3. Aufl. Stuttgart: Metzler 2007.
- Burtscher-Bechter, Beate: Diskursanalytisch-kontextuelle Theorien. In: Sexl, Martin (Hg.): Einführung in die Literaturtheorie. Wien: WUV 2004. S. 257-286.
- Castro Varela, María Do Mar / Dhawan, Nikita: Postkoloniale Theorie. Eine kritische Einführung. Bielefeld: transcript 2005. (Cultural Studies 12).
- Castro Varela, María Do Mar / Dhawan, Nikita: Orientalismus und postkoloniale Theorie. In: Attia, Iman (Hg.): Orient- und Islambilder. Interdisziplinäre Beiträge zu Orientalismus und antimuslimischem Rassismus. Münster: Unrast 2007. S. 31-45.
- Csendes, Peter: Das Ende der Grunduntertänigkeit. In: Ders. (Hg.): Das Zeitalter Kaiser Franz Josephs I. Österreich 1848-1918. Wien: Christian Brandstätter Verl. & Ed. 1989. S. 22.
- Csendes, Peter: Österreich im Zeitalter Kaiser Franz Josephs I. (1848-1918). In: Ders. (Hg.): Das Zeitalter Kaiser Franz Josephs I. Österreich 1848-1918. Wien: Christian Brandstätter Verl. & Ed. 1989. S. 5-13.
- Elliot, James / Pelzer, Jürgen: Einleitung: Stationen der Vorurteilkritik. In: Dies. u.a. (Hg.): Stereotyp und Vorurteil in der Literatur. Untersuchungen zu Autoren des 20. Jahrhunderts. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1978. (Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik 9). S. 9-32.
- Fanon, Frantz: Die Verdammten dieser Erde. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1966.
- Florack, Ruth: Bekannte Fremde. Zu Herkunft und Funktion nationaler Stereotype in der Literatur. Tübingen: Niemeyer 2007. (Studien und Texte zur Sozialgeschichte der Literatur 114).
- Frenzel, Elisabeth: Motive der Weltliteratur. Ein Lexikon dichtungsgeschichtlicher Längsschnitte. 5. überarb. u. ergänzte Aufl. Stuttgart: Kröner 1999. (Kröners Taschenausgabe 301).

Fürst, Renée Christine: Deutsch(e) in Südmähren. Historische Hintergründe, aktuelle Situation, dialektale Merkmale. Regensburg: Ed. Vulpes 2005. (Regensburger Dialektforum 6).

Genette, Gérard: Die Erzählung. 2. Aufl. München: utb 1998.

Gilje, Niels / Skirbekk, Gunnar: Geschichte der Philosophie. Eine Einführung in die europäische Philosophiegeschichte. Bd. 2. Frankfurt: Suhrkamp 1993.

Glettler, Monika: Die Tschechen in Österreich. In: Csendes, Peter (Hg.): Das Zeitalter Kaiser Franz Josefs I. Österreich 1848-1918. Wien: Christian Brandstätter Verl. & Ed. 1989. S. 248-250.

Hall, Stuart: Wer braucht ›Identität‹? In: Koivisto, Juha / Merken, Andreas (Hg.): Ideologie Identität Repräsentation. Hamburg: Argument Verl. 2004. (Ausgewählte Schriften 4). S. 167-187.

Hárs, Endre / Müller-Funk, Wolfgang u.a.: Zentren Peripher: Vorüberlegungen zu einer Denkfigur. In: Kakanien revisited 2005.  
[http://www.kakanien.ac.at/beitr/theorie/EHars\\_WMueller-Funk\\_URuber\\_CRuthner1.pdf](http://www.kakanien.ac.at/beitr/theorie/EHars_WMueller-Funk_URuber_CRuthner1.pdf) [Zugriff: 30.03.2010]

Hartmann, Telse: Grenzüberschreitungen ins galizische ›Herz der Finsternis‹. Joseph Roths Roman *Das falsche Gewicht* (1937). In: Müller-Funk, Wolfgang / Plener, Peter u.a. (Hg.): Kakanien revisited. Das Eigene und das Fremde (in) der österreichisch-ungarischen Monarchie. Tübingen: Francke 2002. (Kultur – Herrschaft – Differenz 1). S. 239-253.

Hartmann, Telse: Kultur und Identität. Szenarien der Deplatzierung im Werk Joseph Roths. Basel, Tübingen: Francke 2006 (Kultur – Herrschaft – Differenz 10).

Hegel, Georg W. F.: Phänomenologie des Geistes. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1974. (Theorie Werkausgabe).

Hoenig, Max / Lecher, Otto: Gewerbe, Industrie und Verkehr [in Mähren]. In: Zintzen, Christiane (Hg.): Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild: aus dem "Kronprinzenwerk" des Erzherzog Rudolf. Wien u.a.: Böhlau 1999. (Literaturgeschichte in Studien und Quellen 3).

Kaiser, Lydia Beate: Ferdinand von Saar. Herr Fridolin und sein Glück. Krit. hg. u. gedeutete Ausgabe. Tübingen: Niemeyer 1993. (Kritische Texte und Deutungen / Ferdinand von Saar 5).

Klabouch, Jiří: Die Gemeindeselbstverwaltung in Österreich 1848-1918. Wien: Verl. f. Geschichte u. Politik 1968. (Österreich Archiv).

Klauser, Herbert: Ein Poet aus Österreich. Ferdinand von Saar - Leben und Werk. Wien: Literas-Univ.-Verl. 1990.

Klein, Johannes: Nachwort. In: Marie von Ebner-Eschenbach: Das Gemeindekind. Novellen / Aphorismen. München: Winkler-Verl. 1956. S. 955-991.

Komlosy, Andrea: Innere Peripherien als Ersatz für Kolonien? Zentrenbildung und Peripherisierung in der Habsburgermonarchie. In: Kakanien revisited 2004.  
<http://www.kakanien.ac.at/beitr/fallstudie/AKomlosy1.pdf> [Zugriff: 30.03.2010]

- Komlosy, Andrea: Zentrum und Peripherie. Zur Wahrnehmung regionaler Entwicklungsunterschiede im Vormärz. In: Massenware Luxusgut. Technik und Design zwischen Biedermeier und Wiener Weltausstellung 1804-1873. [Ausstellungskatalog]. Wien: Technisches Museum 2004. S. 146-163.
- Kraus Worley, Linda: „Plotting the Czech Lands“: Marie von Ebner-Eschenbachs Konstruktionen des Tschechischen. In: Kahl, Thede / Vyslonzil, Elisabeth u.a. (Hg.): Herausforderung Osteuropa. Die Offenlegung stereotyper Bilder. Wien: Verl. für Geschichte u. Politik 2004. (Schriftenreihe d. Österr. Ost- u. Südosteuropa-Instituts 29). S. 135-148.
- Kraus Worley, Linda: Telling Stories/Telling Histories. Marie von Ebner-Eschenbach's "Er laßt die Hand küssen". In: Cramer, Sabine (Hg.): Neues zu Altem. Novellen der Vergangenheit und der Gegenwart. München: Fink 1996. (Houston German studies 10). S. 43-56.
- Kretschmann, Carsten: Marie von Ebner-Eschenbach. Eine Bibliographie. Tübingen: Niemeyer 1999.
- Landwehr, Achim: Kulturgeschichte. Stuttgart: utb 2009.
- Langer, Gudrun: Kulturelle Verortung und literarische Topologie in Marie von Ebner-Eschenbachs „Božena“ und Božena Nemcovás „Babička“. In: Lemberg, Hans / Seibt, Ferdinand (Hg.): Bohemia. Zeitschrift für Geschichte und Kultur der böhmischen Länder. A Journal of History and Civilisation in East Central Europe. Bd. 39. München: Oldenbourg 1998. S. 17-32.
- Magris, Claudio: Der Habsburgische Mythos in der modernen österreichischen Literatur. Wien: Zsolnay 2000.
- Měštan, Antonín: Marie von Ebner-Eschenbach und die Tschechen. In: Strelka, Joseph P. (Hg.): Des Mitleids tiefe Liebesfähigkeit. Zum Werk der Marie von Ebner-Eschenbach. Bern, Wien u.a.: Lang 1997. S. 97-109.
- Müller-Funk, Wolfgang: Das Eigene und das Andere / Der, die, das Fremde. Zur Begriffserklärung nach Hegel, Levinas, Kristeva, Waldenfels. In: Kakanien revisited 2002. <http://www.kakanien.ac.at/beitr/theorie/WMueller-Funk2.pdf> [Zugriff: 21.10.2009]
- Müller-Funk, Wolfgang: Kakanien revisited. Über das Verhältnis von Herrschaft und Kultur. In: Ders. / Plener, Peter u.a. (Hg.): Kakanien revisited. Das Eigene und das Fremde (in) der österreichisch-ungarischen Monarchie. Tübingen: Francke 2002. (Kultur – Herrschaft – Differenz 1). S. 14-32.
- Müller-Funk, Wolfgang: Das Verschwinden der Gegenwart. Interpretatorische Überlegungen zur Traurigkeit des Glücks im Erzählwerk Ferdinand von Saars. In: Sprachkunst. Beiträge zur Literaturwissenschaft. Halbbd. 1, Jg. XVII (1986), S. 1-22.
- Müller-Funk, Wolfgang / Wagner, Birgit: Diskurse des Postkolonialen in Europa. In: Dies. (Hg.): Eigene und andere Fremde. »Postkoloniale« Konflikte im europäischen Kontext. Wien: Turia + Kant 2005. (Kultur.Wissenschaften 8.4). S. 9-27.
- Naarden, Bruno: Slavs. In: Beller, Manfred / Leerssen, Joep (Hg.): Imagology. The cultural construction and literacy representation of national characters. A critical survey. Amsterdam, New York: Rodopi 2007. (Studia Imagologica 13). S. 237-242.

- Nolte, Hans-Heinrich: Die Debatte um das Weltsystem. (Diskussionspapier, Mai 2002). In: Verein für Geschichte des Weltsystems e.v. 2002. <http://www.vgws.org/Texte/Weltsystemkonzept.html> [Zugriff: 15.03.2011]
- Nolte, Hans-Heinrich: Innere Peripherien. Das Konzept in der Forschung. In: Ders. (Hg.): Innere Peripherien in Ost und West. Stuttgart: Steiner 2001. (Historische Mitteilungen: Beiheft 42). S. 7-31.
- Nünning, Ansgar (Hg.): Metzler Lexikon Literatur- und Kulturtheorie. 4. Aufl. Stuttgart: Metzler 2008.
- Osterhammel, Jürgen: Kolonialismus. Geschichte – Formen – Folgen. 6. Aufl. München: C.H. Beck 2009.
- Rosbacher, Karlheinz: Menschliche Ich-Stärke und weibliche Ich-Stärkung: „*Mašlans Frau*“ (1901). In: Ders.: Literatur und Liberalismus. Zur Kultur der Ringstraßenzeit in Wien. Wien: J&V 1992. S. 384-388.
- Ruffing, Reiner: Philosophie. Paderborn: utb 2006.
- Rumpler, Helmut: Eine Chance für Mitteleuropa. Bürgerliche Emanzipation und Staatsverfall in der Habsburgermonarchie. Wien: Ueberreuter 2005. (Österreichische Geschichte 1804-1914).
- Ruthner, Clemens: »K.(u.)k. postcolonial?« Für eine neue Lesart der österreichischen (und benachbarter) Literatur/en. In: Müller-Funk, Wolfgang / Plener, Peter u.a. (Hg.): Kakanien revisited. Das Eigene und das Fremde (in) der österreichisch-ungarischen Monarchie. Tübingen: Francke 2002. (Kultur – Herrschaft – Differenz 1). S. 93-103.
- Sagarra, Eda: Herr-Diener-Konstellationen in Marie von Ebner-Eschenbachs Erzählung *Er laßt die Hand küssen*. In: Polheim, Karl Konrad (Hg.): Marie von Ebner-Eschenbach. Ein Bonner Symposium zu ihrem 75. Todesjahr. Bern, Wien u.a.: Lang 1994. S. 229-237.
- Sagarra, Eda: Social Types and Social Reality in the Narrative Fiction of Ferdinand von Saar. In: Polheim, Karl Konrad (Hg.): Ferdinand von Saar. Ein Wegbereiter der literarischen Moderne. Festschrift zum 150. Geburtstag. Bonn: Bouvier 1985. S. 150-157.
- Said, Edward W.: Orientalism. [Kurzfassung der Einleitung] [1978]. In: Ashcroft, Bill (Hg.): The Postcolonial Studies Reader. London: Routledge 1995. S. 87-91.
- Sandgruber, Roman: Illustrierte Geschichte Österreichs. Epochen Menschen Leistungen. Wien: Pichler 2000.
- Scherpe, Klaus R.: Kulturwissenschaftliche Motivationen für die Literaturwissenschaft. In: Müller-Funk, Wolfgang / Plener, Peter u.a. (Hg.): Kakanien revisited. Das Eigene und das Fremde (in) der österreichisch-ungarischen Monarchie. Tübingen: Francke 2002. (Kultur – Herrschaft – Differenz 1). S. 3-13.
- Schnädelbach, Herbert: G.W.F. Hegel zur Einführung. Hamburg: Junius 1999.
- Seeling, Claudia: Zur Interdependenz von Gender- und Nationaldiskurs bei Marie von Ebner-Eschenbach. St. Ingbert: Röhring Universitätsverl. 2008. (Mannheimer Studien zur Literatur- und Kulturwissenschaft 44).

- Spirek, Christiane Ida: Von Habsburg bis Heydrich. Die mitteleuropäische Krise im Spät- und Exilwerk Ludwig Winders. Wuppertal: Arco 2005. (Arco Wissenschaft).
- Spivak, Gayatri Chakravorty: Can the Subaltern Speak? Postkolonialität und subalterne Artikulation. Wien: Turia + Kant 2008.
- Vocelka, Karl: 1713 – Pragmatische Sanktion. Die Kontroverse zwischen Maria Theresia und Friedrich II. sowie die Modernisierung der Habsburgermonarchie. In: Scheutz, Martin / Strohmeier, Arno (Hg.): Von Lier nach Brüssel. Schlüsseljahre österreichischer Geschichte (1496-1995). Wien: StudienVerl. 2010. S. 135-151.
- Vocelka, Karl: Geschichte Österreich. Kultur – Gesellschaft – Politik. München: Heye 2004. (Heye Sachbuch 19/827).
- Vocelka, Karl: Österreichische Geschichte. München: C.H. Beck 2005.
- Wagner, Gisela: Harmoniezwang und Verstörung. Voyeurismus, Weiblichkeit und Stadt bei Ferdinand von Saar. Tübingen: Niemeyer 2005.
- Wagner, Margarete: Das Bild der Slawen im erzählerischen Werk Ferdinand von Saars. In: Zeitschrift der Germanisten Rumäniens 7 (1998), S. 181-206.
- Wildmann, Edith: Augenlust und Bilderwahn. Bilder, Texte und das Sehen in zwei Novellen Ferdinand von Saars. Diplomarbeit. Univ. Wien 2002.
- Zuleger, Waltraud: Die Starke Frau. Untersuchungen zu einem Weiblichkeitsbild in der epischen Literatur des 19. Jahrhunderts. Dissertation. Univ. Wien. 1998.

## Anhang

### ABSTRACT

In den Novellen von Marie von Ebner-Eschenbach und Ferdinand von Saar werden Konfliktsituationen auf unterschiedliche Weise beschrieben. Im Zentrum steht dabei oft ein Herr-Knecht-Verhältnis in einer Zeit, in der die Feudalordnung von großer Bedeutung war.

Anhand von vier Novellen, die in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts spielen, wird gezeigt, welche Abgrenzungsmechanismen zwischen den Figuren zu Tage treten. Die Analyse der Konstruktion von Differenz erfolgt im Hinblick auf die soziale, ethnische bzw. nationale sowie die sexuelle Differenz. Der Handlungsschauplatz Mähren bietet dafür ausreichend Stoff. In der Zeit der Habsburgermonarchie trafen hier nicht nur zwei unterschiedliche Sprachen aufeinander, die Region reifte vor allem auch zu einem industriellen Zentrum, das für den ökonomischen Erfolg der Monarchie sehr bedeutend war. Die Spannungen innerhalb der Gesellschaft ergaben sich daher zwischen Graf und Diener einerseits, andererseits auch zwischen dem deutsch- und tschechischsprachigen Teil der Bevölkerung. In den Novellen erfolgt jedoch die Darstellung des Nationalitätenkonflikts nicht radikal, die Thematisierung dessen schwingt oft in scheinbar unbedeutenden Nebensätzen mit.

Als theoretischer Kontext werden die postkolonialen Theorien herangezogen, die sich mit der Ambivalenz von asymmetrischen Herrschaftsformen beschäftigen und so den konstruierten Charakter von Identitäten zum Vorschein bringen. Dabei wird auch gezeigt werden, warum Herrschaftsverhältnisse der Habsburgermonarchie mit kolonialen Machtformen in Beziehung gesetzt werden können.



# LEBENS LAUF

## PERSÖNLICHE DATEN

---

Name	Simone Souczek
Geburtsdatum, -ort	30. August 1986 in Wien
Staatsangehörigkeit	Österreich

## STUDIUM

---

seit WS 2005	Diplomstudium der Deutschen Philologie an der Universität Wien  Wahlfächer: Anglistik, Deutsch als Fremd- und Zweitsprache, Internationale Entwicklung
--------------	--

## TÄTIGKEITEN

---

seit April 2006	Mitarbeiterin im Sekretariat Büro der Vizerektoren der Technischen Universität Wien
September 2010 - Jänner 2011	Auslandspraktikum (DaF-Unterrichtspraktikum) an der Pädagogischen Fakultät der Masaryk Universität, Brno, Tschechische Republik (Dienstfreistellung während der Praktikumszeit)
Dezember 2009 - Jänner 2010	DaF/DaZ-Praktikum im Rahmen der Ausbildung an der VHS Favoriten, Wien
Dezember 2006	DaF/DaZ-Hospitationspraktikum im Rahmen der Ausbildung an der VHS Brigittenau, Wien
Juli 2005 - März 2006	Assistentin des Geschäftsführers NOVUS Bauträger GmbH, Wien

## SCHULBILDUNG

---

2000 - 2005	Höhere Lehranstalt für wirtschaftliche Berufe (NÖ) Matura im Juni 2005
-------------	---

## QUALIFIKATIONEN

---

Sprachkenntnisse	Deutsch (Muttersprache), Englisch (B2), Spanisch (A2), Französisch und Tschechisch (Grundkenntnisse)
EDV-Kenntnisse	sehr gute Word-, Excel-, Power Point- und Outlookkenntnisse gute Kenntnisse der Programme Adobe Indesign und TYPO3